

H. G. hum.

38

lm

H. g. hum.

38 cm

Dargun

<36612084960013

<36612084960013

Bayer. Staatsbibliothek



H. g. hum. 38 lm

Dargun

Studien
zum
ältesten Familienrecht.
Erster Teil, erste Hälfte.

Mutterrecht und Vaterrecht.

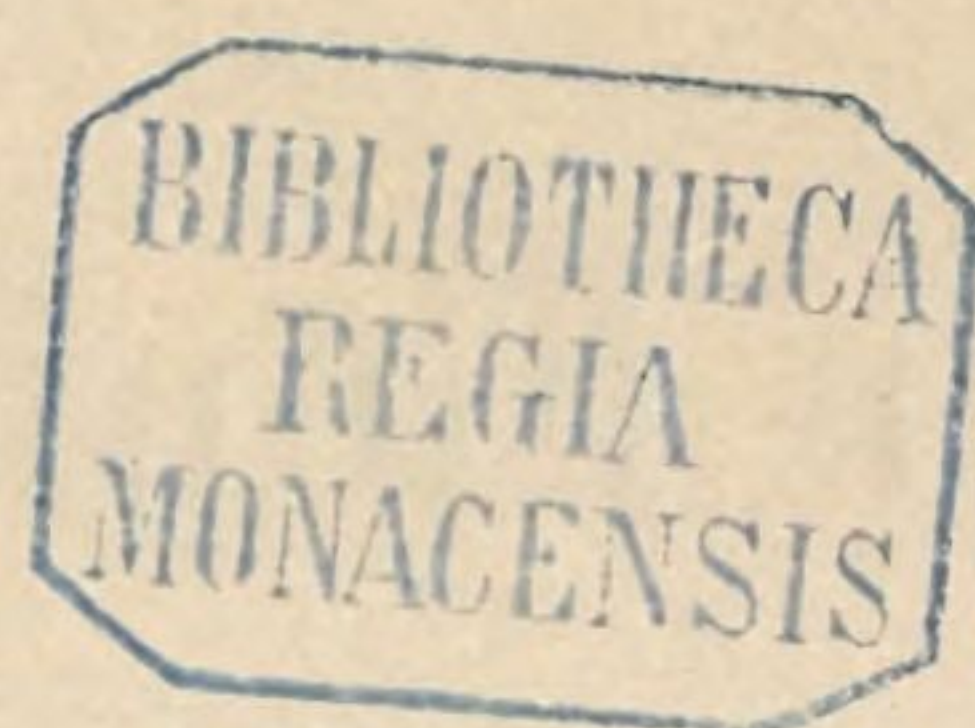
Von
Dr. Lothar von Dargun,
o. ö. Professor an der Universität Krakau.

Erste Hälfte.
Die Grundlagen.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1892.





Studien

zum

ältesten Familienrecht.

Von

Dr. Lothar von Dargun,

o. ö. Professor an der Universität Krakau.

Erster Teil.

Mutterrecht und Vaterrecht.

Erste Hälfte.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1892.

Mutterrecht und Vaterrecht.

Von

Dr. Lothar von Dargun,

o. ö. Professor an der Universität Krakau.

Erste Hälfte.

Die Grundlagen.



Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1892.

Alle Rechte vorbehalten.



D e n H e r r e n P r o f e s s o r e n

Dr. Andreas Heusler,

Dr. Joseph Kohler,

Dr. Franz Bernhöft

widmet dieses Werk

der Verfasser.

Seit Erscheinen meines Buches über „Mutterrecht und Raubehe“ (1883) sind die Untersuchungen auf diesem Gebiete sehr bedeutend fortgeschritten, auch haben sich zahlreiche, hervorragende Forscher die Lehre vom Mutterrecht als Ausgangspunkt des germanischen Familienrechts zu eigen gemacht, während andere sich mit akademischer Anerkennung eines solchen vorzeitlichen Ausgangspunktes begnügten, nichtsdestoweniger aber fast jeden angeblichen Überrest desselben aus mannigfaltigen anderen Principien zu erklären bemüht waren. Eine vollständige principielle Ablehnung ist eigentlich nirgends erfolgt. Selbst jene Forscher, welche alle einzelnen Beweise für das Mutterrecht überall in Zweifel ziehen, waren ausser Stande, seine Existenz und grosse Verbreitung in Abrede zu stellen. Bei der höchst schwierigen und komplizierten Natur des Gegenstandes ist natürlich nichts leichter, als verschiedene nicht erklärte und vielleicht nicht erklärbare Einzelheiten hervorzuheben; es wäre anmassend, alles wirklich erklären und jedweden Zweifel befriedigend lösen zu wollen; giebt es doch keinen einzigen Zweig der Altertumswissenschaften, der in dieser Beziehung besser daran wäre; schleppen sich doch die allerwesentlichsten Zweifel durch die Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, von den entlegensten Zeiten ab bis auf unsere Tage, ohne dass die Historiker dadurch entmutigt worden wären. Nicht minder zweifelhaft sind die ersten Principien aller Naturwissenschaften, obwohl die letzteren mit Recht präcis genannt werden. Die relative Unvollkommenheit der zu erhoffenden Ergebnisse soll uns umsoweniger abhalten, den beschrittenen Weg weiter zu verfolgen, als die immer gewaltiger anschwellende Fülle des wissenschaftlichen Stoffes, sowie der zum Teil wirklich vortrefflichen Litteratur zu einer Neudurchforschung des altgermanischen Familienrechtes dringend herausfordern, zugleich aber eine wiederholte Prüfung der rechts-

vergleichenden Grundlagen unumgänglich erscheinen lassen. In diesem Beginnen haben mich vor allem die ausgezeichneten Schriften des zu früh den Freunden und der Wissenschaft entrissenen Wilken, sowie der Herren Professoren Andreas Heusler, Joseph Kohler, Franz Bernhöft unterstützt, denen ich in dankbarer Anerkennung dieser Thatsache das gegenwärtige Buch widme.

Während die Einleitung zur früheren Schrift „Über Mutterrecht und Raubehe“ einen im wesentlichen referierenden Charakter hatte, sind wir nunmehr genötigt, jenen strittigen Grundfragen der socialen Rechtswissenschaft gegenüber Stellung zu nehmen, um die germanistischen Resultate auf desto breiterer und sicherer Basis aufbauen zu können. Unter dem allgemeineren Titel „Forschungen zum ältesten Familienrecht“ sollen speciell das Mutterrecht — insbesondere mit Rücksicht auf die Stellung des Vaters in der Familie — sowie der Frauenraub — mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zum Frauenkauf — einer eingehenden Untersuchung unterzogen werden. Der Ausdruck „Vaterrecht“ in der Überschrift des ersten Teiles — bisher nicht technisch, wenn auch bereits von Kohler angewendet, soll die Gesamtheit der Rechte des Vaters den Kindern gegenüber in sich begreifen, insbesondere die Rechte der Hausgewalt und jene der agnatischen Verwandtschaft. Das Wort entspricht genau dem allgemein acceptierten Namen „Mutterrecht“, welcher im weitesten Sinne gleichfalls sowohl die Beziehungen der ausschliesslichen Mutterverwandtschaft als auch jene der matriarchalen Gewalt in sich begreift. Die den Grundlehren gewidmeten Kapitel lassen wir gesondert als erste Hälfte des ersten Teiles erscheinen, da die rege Bewegung auf diesem Gebiete es wünschenswert macht, die Publikation nicht länger zu verzögern. Die zweite Hälfte des ersten Teiles „Mutterrecht und Vaterrecht bei den Germanen,“ mit dem Verzeichnis der abgekürzt citierten Schriften und sonstigen Registern, wird längstens binnen Jahresfrist dem vorliegenden Hefte folgen.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	Seite V
-------------------	------------

Erstes Kapitel.

Die Aufgabe. — Principielle Unterscheidung zwischen Verwandtschaft und Gewalt	1
---	---

Hauptaufgabe ist Bestimmung der Rechtsstellung des Vaters in der Familie. Bisherige Vermengung von Mutterrechtsverwandtschaft und Matriarchat, Agnation und Patriarchat. Specifische Verschiedenheit dieser Begriffe. Mutterrecht und Patriarchat sind keine unvereinbaren Gegensätze. Agnation und Patriarchat gehen nicht notwendig Hand in Hand. Beispiele von Völkern, welche das Vaterverhältnis als Schutz und Gewalt, aber nicht als notwendige Blutsverbindung ansehen. Verschiedene Symptome dieser Anschauung. Preisgebung der Ehefrauen. Kauf und Verkauf von Kindern. Häufiges Wechseln der Weiber. Die Couvade. Kritische Beleuchtung der bisherigen Theorien über dieselbe. Sie bildet kein Zeichen für die rechtliche Bedeutung der Blutsverbindung zwischen Vater und Kind. Zusammenfassung.

Zweites Kapitel.

Das Urverhältnis des Vaterschutzes	29
--	----

Bei den rohesten bekannten Völkern, mit Ausnahme der meisten Australier, findet sich kein Mutterrecht. Geringe Wahrscheinlichkeit der Annahme, sie hätten dasselbe bereits überwunden. Gruppierung dieser Völker in kleine Scharen und in Familien, deren Mittelpunkt einzelne Männer bilden. Gleichzeitiger Mangel jeglichen Verwandtschaftssystems: sowohl des Mutterrechts als der Agnation. Gegensatz des urzeitlichen Vaterschutzes zum späteren Patriarchat. Entwicklung der ältesten Verwandtschaftssysteme auf dem Boden des primitiven Vaterschutzes.

Drittes Kapitel.

Inhalt und Ursachen des Mutterrechts	43
--	----

Das Mutterrecht ist Verwandtschaftsprincip und als solches von Bedeutung für alle Rechtsverhältnisse. Seinen Ausgangspunkt bildet die Sicherheit der Mutterschaft und die Unsicherheit der Vaterzeugung. Widerlegung der entgegengesetzten Ansichten. Falsche Identificierung der Blutsverbindung mit den socialen Wirkungen des Geschlechtstriebes. Angaben der Naturvölker über die Ursachen des Mutterrechts. Kritik der Lehre Starckes vom Lokalverband als Ursache des Mutterrechts. Bedeutung des Lokalverbandes für das Patriarchat. Zwischen Polygamie und Mutterrecht besteht keine notwendige Verbindung. Einfluß des Ackerbaus auf Entstehung des Mutterrechts. Die Frau als Ackerbauerin und Herrin des Ackers. Die lange Nährfrist als Ursache des Mutterrechts. Schluß.

Viertes Kapitel.

Entstehung und Bedeutung des Matriarchats	67
---	----

Wechselbeziehung zwischen Verwandtschaft und Gewalt. Aufkommen einer Gewalt der Mutter und ihrer Verwandten. Die Mutter als Herrin der Familie. Erklärung des Widerspruchs zwischen der rechtlichen Bevorzugung und der weitverbreiteten schlechten Behandlung der Weiber. Einfluß und Schutz der Verwandten der Frau und entsprechende Beschränkung des Mannes. Über den Bruder und Mutterbruder des Weibes. Symptomatische Bedeutung ihrer Schutzrechte für Bestehen des Mutterrechtes. Der Mutterbruder und die Schwesterkinder im Gegensatz zum Hausvater.

Fünftes Kapitel.

Das Patriarchat	86
---------------------------	----

Die patriarchale Familie bloß auf die Vätergewalt begründet. Fortbestehen des Mutterrechtes. Moralischer Wert des Patriarchats. Ahnenkult. Innige Beziehung der Kinder zum Vater und zu dessen Verwandten. Das Familienrecht der Arier. Die Lehre Bernhöfts. Kritik der Lehren Delbrücks und Schraders. Die Ergebnisse der Forschungen über Recht und Leben der Arier befinden sich thatsächlich im Einklang mit der Theorie des Mutterrechts und Patriarchats. Widerlegung der Bedenken Bernhöfts gegen Annahme eines ursprünglichen Mutterrechts bei den Ariern.

Sechstes Kapitel.

Entstehung der agnatischen Verwandtschaft. Priorität des Mutterrechts. 117

Übergänge vom Mutterrecht zur agnatischen Verwandtschaft. Ursachen dieser Entwicklung. Einfluß des Frauenraubs. Derselbe befördert das Patriarchat. Irrigkeit der Lehre von einem notwendigen Zusammenhang des Frauenraubs mit der Agnation. Bedeutung des Frauenkaufs als vermittelnden Moments zwischen Mutterrecht und Agnation. Allmähliches Emporkommen der Agnation bei zunehmender Sicherheit der physischen Vaterschaft. Wandlung der volksphysiologischen Anschauungen über die Zeugung. Einfluß der Berührung mit höher stehenden Kulturen und Religionen. Einfluß der Viehzucht und der Wanderungen auf Entstehung des Patriarchats.

Siebentes Kapitel.

Einfluß des Mutterrechts auf das Erbrecht und auf den Stand der Kinder 135

Die rein mutterrechtliche Erbfolge bildet eine seltene Ausnahme. In der Regel äußert sich im Erbrecht der Einfluß der Vätergewalt. Die mutterrechtliche Erbfolge hält sich nicht streng an die Nähe des Blutbandes; Mischverhältnisse infolge der sich kreuzenden Einflüsse von Verwandtschaft und Gewalt. Die Erbfolge in Ämter und Titel ist nicht überall stationärer als jene ins Vermögen. Ursprung des Grundsatzes, daß der Stand der Mutter über denjenigen der Kinder entscheidet. Frühere und spätere Theorie Wilkens. Jener Grundsatz soll bloß Folge der mit dem Frauenkauf verbundenen eigentumsähnlichen Gewalt sein. Kritik und Widerlegung dieser Lehre. Historischer Zusammenhang der Ehe ohne mundium mit dem Mutterrecht. Schluß.

Barbican

Barbican is a small town in the
county of Essex, England. It is
situated on the River Ouse, and
is one of the most beautiful
spots in the county. The town
is surrounded by a river, and
is a very healthy and pleasant
place to live in. The water is
very pure, and the air is
very fresh. The people of the
town are very kind and
friendly, and the houses are
very comfortable. The town is
very well situated, and is a
very good place to live in.

Barbican

Barbican is a small town in the
county of Essex, England. It is
situated on the River Ouse, and
is one of the most beautiful
spots in the county. The town
is surrounded by a river, and
is a very healthy and pleasant
place to live in. The water is
very pure, and the air is
very fresh. The people of the
town are very kind and
friendly, and the houses are
very comfortable. The town is
very well situated, and is a
very good place to live in.

Erstes Kapitel.

Die Aufgabe. — Principielle Unterscheidung zwischen Verwandtschaft und Gewalt.

Hauptaufgabe ist Bestimmung der Rechtsstellung des Vaters in der Familie. Bisherige Vermengung von Mutterrechtsverwandtschaft und Matriarchat, Agnation und Patriarchat. Specifische Verschiedenheit dieser Begriffe. Mutterrecht und Patriarchat sind keine unvereinbaren Gegensätze. Agnation und Patriarchat gehen nicht notwendig Hand in Hand. Beispiele von Völkern, welche das Vaterverhältnis als Schutz und Gewalt-, aber nicht als notwendige Blutsverbindung ansehen. Verschiedene Symptome dieser Anschauung. Preisgebung der Ehefrauen. Kauf und Verkauf von Kindern. Häufiges Wechseln der Weiber. Die Couvade. Kritische Beleuchtung der bisherigen Theorien über dieselbe. Sie bildet kein Zeichen für die rechtliche Bedeutung der Blutsverbindung zwischen Vater und Kind. Zusammenfassung.

Als Hauptproblem der ethnologischen Rechtswissenschaft dürfen wir, nachdem die Existenz des Mutterrechts festgestellt ist und principiell keinem Zweifel mehr begegnet, die Rechtsstellung des Vaters in der Familie bezeichnen. Hier zeigt sich in der großen Welt der völkerrechtlichen Erscheinungen eine kaleidoskopische, wirklich verwirrende Mannigfaltigkeit, ein wahres Heer scheinbarer Widersprüche, welches alle Theorien zu Schande zu machen scheint und dem Forscher beinahe die Zuversicht raubt, zur Klärung auch nur der allgemeinsten Grundzüge durchdringen zu können. Mit Sicherstellung des Mutterrechtes ist

viel zu wenig gewonnen; es bleibt die Frage offen, was vor, neben und nach dem Mutterrecht war; selbst der eigentliche Inhalt desselben ist weniger klar als man glauben sollte.

Die nächste Aufgabe der Forschung glaube ich in das Postulat fassen zu dürfen: Strenges Auseinanderhalten der Gewaltverhältnisse von den Verwandtschaftsverhältnissen. Ich halte dieses Postulat so sehr für eine unentbehrliche Grundlage jedes weiteren Fortschritts, daß ich daran festhalten würde, auch wenn jede einzelne Position der folgenden Ausführungen sich als anfechtbar erweisen sollte. [Gewalt und Verwandtschaft sind spezifisch verschieden, die letztere ist durch das natürliche Blutband gegeben, während erstere hiervon unabhängig auf sehr verschiedene historische Wurzeln zurückführen kann.] Der Unterschied ist klar und unzweifelhaft und begegnet uns sehr häufig in sociologischen und rechtswissenschaftlichen Werken. In der Geschichte der Familie ist er jedoch bis in die neueste Zeit vernachlässigt worden und hierin sehe ich den Hauptgrund der auf diesem Gebiete herrschenden Verwirrung. Eine bewußtere Ausnützung dieser grundlegenden Unterscheidung bildet das wichtigste Verdienst namentlich Lipperts und Hellwalds, doch hat man wohl nirgends ihre theoretische Notwendigkeit mit hinlänglichem Nachdruck hervorgehoben, daher es sich leicht erklärt, daß viele hochverdiente Gelehrte ihr bis auf den heutigen Tag die erforderliche Aufmerksamkeit nicht gönnen.

Sollten wir vielleicht bei Erörterung der einzelnen Erscheinungen auf diese Frage öfter und ausführlicher zurückkommen, als dies unumgänglich nötig wäre, so möge uns ihre innere Wichtigkeit zur Entschuldigung dienen.

[Bisher hat man gewöhnlich Vaterrecht und Mutterrecht als unvereinbare Gegensätze aufgestellt und demgemäß gefragt, wie sich das erstere aus dem letzteren im Laufe der Zeiten entwickelt hat. Aber diese Fragestellung ist mehrdeutig und deshalb methodisch fehlerhaft.] Allerdings besteht nämlich ein Gegensatz zwischen Vaterverwandtschaft und Mutterverwandtschaft, soferne diese als ausschließliche Principien aufgefaßt werden. Bei strengem Mutterrecht besteht bekanntlich keine Verwandtschaft zwischen dem Vater und seinen Kindern, eben-

sowenig als eine solche zwischen der Mutter und ihren Kindern bei streng herrschender Agnation. Auch zwischen der Gewalt des Vaters und derjenigen der Mutter oder der Mutterfamilie über die Kinder besteht ein Gegensatz; jede dieser Gewalten kann nur umfassen, was nicht in den Bereich der anderen gehört und wird naturgemäß eingeengt, sowie die andere sich ausdehnt. Allein keinerlei Gegensatz besteht zwischen Gewalt und Verwandtschaft, weil beide, wie schon erwähnt, spezifisch verschieden sind. Das Mutterrecht im Sinne der ausschließlichen Mutterverwandtschaft verträgt sich sehr wohl mit einer ebenso ausschließlichen Vatergewalt. Wo beide nebeneinander bestehen, ist durchaus nicht, wie das meist zu geschehen pflegt, an ein Mischverhältnis zu denken. Dafs allerdings Wechseleinflüsse beider an sich verschiedenen Faktoren stattfinden können, ist unzweifelhaft und soll unten näher dargethan werden. Wie wenig scharf sie aber in der Regel unterschieden wurden, dafür bietet beredtes Zeugnis das sehr gewöhnliche Durcheinanderwerfen der Ausdrücke Mutterrecht und Matriarchat (d. h. wörtlich Mutterherrschaft), agnatische Verwandtschaft und Patriarchat (d. h. Vaterherrschaft)¹. Das Mutterrecht setzt weder voraus, dafs die Vaterschaft gleichzeitig unbeachtet oder gar unbekannt sei, noch dafs die Mutter innerhalb der Familie herrschen müsse. Die begriffliche Verbindung zwischen Mutterrecht und Matriarchat ist ebenso unhaltbar, als die zwischen Mutterrecht und Promiscuität².

Ebenso wie heute die Mutter selbstverständlich bekannt ist, die Kinder aber dem Namen und Stande des Vaters folgen, so können Gründe vorgewaltet haben, die Kinder dem Stande und Familienverband der Mutter zuzuweisen, trotzdem der Vater wohlbekannt war³.

¹ „Matriarchat“ und „Patriarchat“ sind Komposita mit dem griechischen Wort „ἀρχεῖν“, welches anführen, gebieten, herrschen bedeutet.

² Über den Unterschied zwischen Mutterfolge und Weiberherrschaft sehr gut Hellwald, Die menschl. Familie (1889) S. 214 ff.

³ Von diesem Gesichtspunkte ist es zu beurteilen, wenn Bernhöft (Zeitschrift für vergl. Rechtswissenschaft VIII 15) mir zum Vorwurf macht, unter den Belegen in meinem Mutterrecht „finde sich manches, was mit dem

In neuester Zeit hat E. Westermarck¹ sogar die Behauptung gewagt, selbst dort, wo die Nachfolge ausschließlich in weiblicher Linie statthabe, sei der Vater fast immer Haupt der Familie, auch sei kein Grund ersichtlich, weshalb es in früheren Zeiten anders hätte sein sollen. In solcher Allgemeinheit ist dies offenbar unrichtig, da der Vater vielfach und keineswegs bloß in seltenen Ausnahmefällen in die Familie der Frau übersiedelt und dann zumeist eine untergeordnete Stellung einnimmt; richtig ist aber allerdings, daß Vaterherrschaft und Mutterrecht sehr häufig Hand in Hand zu gehen pflegen. Der Vater kann Tyrann im Hause sein, unbeschränkter Herrscher über Leben und Tod seiner Frau und ihrer Kinder, er kann möglicherweise gewöhnt sein, sie gering zu achten und selbst zu mißhandeln, ohne doch mit den Kindern im Verhältnis rechtlich relevanter Verwandtschaft zu stehen. So war bei den Cariben der Inselwelt Mittelamerikas und einiger Striche des nördlichen Südamerika das Verwandtschaftssystem bis auf einige schüchterne Keime der agnatischen Geschlechtsfolge durchaus mutterrechtlich², daneben herrschte jedoch nicht bloß eine brutale Praxis des Frauenraubs³, sondern auch tyrannische Hausgewalt des Mannes und unbedingte Unterthänigkeit der Weiber; bei den Inselcariben hatte der Familienvater patriarchalisches An-

reinen Mutterrecht nichts zu thun habe, denn dieses kenne ein Verhältnis zwischen Vater und Kindern überhaupt nicht, nicht einmal als ein vermögensrechtliches, vielmehr stehe das Eigentumsrecht an den Kindern, sofern es ein solches gebe, dem Mutterbruder zu. Es liege hier eine Verwechslung mit dem patriarchalischen oder agnatischen Princip vor, welches allerdings manche Berührungspunkte mit dem Mutterrecht habe“. Bernhöft geht hier offenbar von der Voraussetzung aus, daß jenes reine Mutterrecht — wir möchten es lieber strenges Mutterrecht nennen — die eigentliche typische Urform des Mutterrechts sei. Eine etwas genauere Analyse zeigt jedoch, daß eine notwendige Verbindung der Familienherrschaft des Mutterbruders mit den wesentlichen Ideen des Mutterrechts keineswegs nachweisbar ist, vielmehr glaube ich, daß Bernhöft hier selbst die Principien der Verwandtschaft mit denen der Gewalt in irreführender Weise vermengt hat.

¹ The origin of the human marriage, Helsingfors 1889 p. 52.

² Waitz, Anthr. d. Naturvölker III, 382.

³ l. c. 374.

sehen und um seine Wohnung bauten sich die Kinder (namentlich die Töchter mit den Schwiegersöhnen) an. Wie Starcke nach Martius und Prinz Max von Neuwied angiebt¹, war diese väterliche Hausherrengewalt keineswegs auf einen Rechtsanspruch begründet, sondern „ganz einfach“ auf die physische Überlegenheit des Vaters über Weiber und Kinder. Humboldt berichtet ferner, bei den gleichfalls mutterrechtlichen Indianern am Orenoco liebte der Vater weder seine kleinen Kinder noch seine Frauen, die er als Dienstmägde behandle. Die väterliche Zuneigung lege sich dann erst zu Tage, wenn der Sohn stark genug geworden ist, um an der Jagd, am Fischfang und am Landbau in den Pflanzungen teilzunehmen².

Bei den meisten Jägervölkern Nordamerikas war allerdings der Mann dem Hauswesen seiner Schwiegermutter untergeordnet und hatte keine rechtliche Verfügung über die Kinder, doch sind charakteristische Ausnahmen bei solchen Völkern entwickelt, welche das Princip des Mutterrechts noch nicht verlassen haben. So waren bei den Athapaskenstämmen die Weiber so sehr in der Gewalt ihrer Männer als irgend ein anderes Stück Eigentum³. Überhaupt übten die Indianer trotz der mütterlichen Erb- und Geschlechtsfolge ihren Weibern gegenüber rücksichtslose Herrenrechte: „eine so völlige Erniedrigung der Frau zum Lasttiere kommt wohl nirgends vor, und mit dieser Entwürdigung geht selbstverständlich die roheste Behandlung Hand in Hand“⁴. Auch geschieht es nicht selten, daß der Vater seine Kinder verkauft, so bei den Utahs und Scheyennes⁵ und bei den Californiern⁶, wiewohl er von Rechtswegen dazu nicht befugt wäre; ebenso bei den Nutkas und Chinooks⁷.

Aus dem polynesischen Gebiete führen wir das vor kurzem durch Powell so gründlich durchforschte Neu-Britannien

¹ Die primitive Familie S. 39.

² Reise in den Äquinoktialgegenden 1823. IV, 28.

³ Schoolcraft, Hist. and stat. inf. V, 174.

⁴ Hellwald, Naturgesch. des Menschen I, 272.

⁵ Hellwald, Naturgesch. des Menschen I, 273.

⁶ Bancroft, The native races I, 351.

⁷ Bancroft I, 218.

an¹. Die Eingeborenen kennen nur die Geschlechtsfolge durch Mütter, die Kinder folgen der Mutter, die Schwesterkinder beerben den verstorbenen Mann. Die Frauen aber sind trotzdem Sklavinnen ihrer Männer, welche sie schlecht behandeln und rücksichtslos zu ihrem Vergnügen und Vorteil auszunutzen streben, die Frauen besorgen den Feldbau, die meisten Handelsgeschäfte und zeigen eine gebückte Haltung infolge des Schleppens schwerer Lasten. Die Frau — durch Kauf oder Kriegsgefangenschaft erworben — wird überhaupt volles Eigentum ihres Mannes; paßt sie ihm nicht, so tötet er sie wohl und frisst sie auf, was ja gewiß als extremste Äußerung der Hausherrengewalt anerkannt werden muß.

Über die analogen, vielleicht noch instruktiveren Verhältnisse bei den Negern schreibt Hovélacque²: „Besonders kennzeichnend für die Familie des äquatorialen Negers ist die unbeschränkte Gewalt des Familienvaters, welcher als wahrer Despot handelt, ohne daß jemand ihm zu widersprechen wage. Er ist Herr seiner Kinder, seiner Frauen, solange die Verbindung mit denselben nicht gelöst ist. Er kann sowohl die letzteren als die ersteren nach Belieben verkaufen und der Sklaverei überliefern. Übrigens kann man hinzufügen, daß er den Seinigen im allgemeinen alle Freiheit läßt, soweit dies mit seinem persönlichen Wohlbehagen vereinbar erscheint.“ Dabei ist eine gewisse Solidarität der Familie unverkennbar, da beide Eltern für Übertretungen ihrer Kinder verantwortlich sind. Bei alledem herrscht das mutterrechtliche Familiensystem, die Erbschaft geht nicht auf die eigenen, sondern auf die Schwesterkinder über. Auch andere zuverlässige Berichtstatter stimmen in dieser Beziehung vollkommen überein. Eigentumsähnliche Vatergewalt und konsequent ausgebildetes Mutterrecht bestehen friedlich nebeneinander, wenn auch Ansätze einer weiteren und zwar agnatischen Entwicklung überall bemerkbar sind³. Noch ein weiteres Bei-

¹ Ausland 1885 Nr. 7.

² Les Nègres. Paris 1889 p. 316.

³ Sehr belehrend namentlich Cruickshank, Ein 18jähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrikas. Leipz. 1855, S. 144, 145, 147; ferner Starcke

spiel verdient hervorgehoben zu werden: die patriarchalischen und zugleich mutterrechtlichen Touaregs Nordafrikas. Der Vater ist bei ihnen Familienhäuptling, hat die Familie zu erhalten, die Frau ist ihm Treue und Gehorsam schuldig. Stand und Familienzugehörigkeit des Kindes aber werden ausschließlich, das Erbrecht grösstenteils durch das mütterliche Blut bestimmt¹.

Schliesslich liefert eines der grössten und urgeschichtlich interessantesten Gebiete des uterinen Verwandtschaftssystems, Australien, reichliche Beweise für das gleichzeitige Walten des Patriarchats. Bereits der Verlobte hat dort eigentumsähnliches Recht über das Mädchen. Frau und Kinder unterstehen der Hausgewalt des Mannes, erst in zweiter Linie der des Bruders und Mutterbruders der Frau. Vollkommenste Vaterherrschaft, ja selbst ausgesprochene Vaterliebe für die unerwachsenen Abkömmlinge gehen mit ebenso unbedingter Verwandtschafts- und Stammzugehörigkeit in mütterlicher Linie Hand in Hand. Der Vater ist mit seinen Kindern rechtlich nicht verwandt, er ist jedoch Herr, Beschützer und Versorger derselben². Der Erbe des Ehemanns, gewöhnlich sein Bruder als nächster Verwandter mütterlicherseits, übernimmt nach seinem Tod die Herrschaft über die Frauen. Der Ehemann hat über sie ein Züchtigungsrecht, im Fall der Untreue darf er sie sogar töten.

p. 72 über die Kimbundas, wo sich eine Art Matriarchat entwickelt hat, aber die Grundvorstellung fort dauert, das Weib sei Eigentum des Mannes.

¹ Duveyrier, Les Touaregs p. 339, 393, 396 f.

² Waitz, Anthropol. VI, 775 ff. Sehr interessant sind die Ausführungen Fisons u. Howitts (Kamilaroi and Kurnai S. 121 f.), wo (bereits im J. 1880!) die principielle Unterscheidung zwischen Gentilverbindung und persönlicher „Verwandtschaftsbeziehung“ statuiert wird. Doch werden diese sonst sehr scharfsinnigen Bemerkungen durch Einbeziehung des klassifikatorischen Verwandtschaftssystems verdunkelt. Ich kann Starcke nur zustimmen, wenn er jeden Zusammenhang des letzteren mit der eigentlichen Blutsverwandtschaft leugnet. M'Lennans verächtliche Zurückweisung der Morganschen Arbeitsergebnisse ist freilich sicher ungerecht. Das klassifikatorische Verwandtschaftssystem wird und soll aus dem Bereich der wissenschaftlichen Erörterung nicht verschwinden, bevor alle damit zusammenhängenden Schwierigkeiten endgültig gelöst sind.

Im einzelnen zeigen sich wohl bei verschiedenen Stämmen Unterschiede, indem das Gewaltverhältnis der Mutterverwandten neben demjenigen des Vaters mehr oder weniger energisch zur Geltung kommt; aber selbst solche Stämme giebt es, bei denen die Frau dem Hausherrn gegenüber jedes Schutzes bar ist. Alles das bezieht sich, wie bereits gesagt, auf jene australischen Völker, deren Mutterrecht über jeden Zweifel erhaben ist; auf das Vorkommen der Agnation bei einigen anderen Stämmen werden wir des näheren zurückzukommen haben.

Die soeben angeführten Belege, welche sich mühelos vermehren ließen, zeigen klar, daß zwischen der patriarchalischen Gewalt und dem Verwandtschaftssystem eine notwendige Verbindung nicht besteht; es wird daher das eigentliche System der Verwandtschaft auch dort einen Gegenstand des Zweifels und der Untersuchung bilden dürfen, wo das Patriarchat voll entwickelt und durchaus unzweifelhaft ist. Die strenge Hausgewalt des Vaters ist thatsächlich mit allen Stufen der Verwandtschaft, vom konsequent durchgeführten Mutterrechte an, bis zur einseitigen, die Mutter rechtlich ignorierenden Agnation, vereinigt vorgekommen. Eines muß hier als Richtschnur festgehalten werden: wo zwischen dem Vater und seinen Kindern ein wirkliches Verwandtschaftsverhältnis besteht, dort muß auf die faktische Zeugung durch den Hausvater entscheidendes Gewicht gelegt werden und umgekehrt, überall wo Gleichgültigkeit gegen dieses Zeugungsverhältnis an den Tag tritt, ist das Gewaltverhältnis des Vaters noch nicht zur Blutsverwandtschaft herangereift; dies muß selbst dort gelten, wo bei entwickelter Gewalt des Vaters die wirkliche Zeugung durch ihn regelmäßig stattzufinden pflegt, sofern nur die letztere nicht als notwendige Grundlage des Vaterverhältnisses anerkannt wird, vielmehr bloß als faktische Konsequenz der Herrschaft über die Mutter auftritt. Es hiesse zu weit gehen, wollte man von vornherein behaupten, in jedem solchen Falle sei eigentliches Mutterrecht vorhanden. Sicherlich bleibt aber für das letztere und für seine unzweideutigen Folgezustände ein viel weiteres Gebiet offen, wenn wir uns seine Unabhängigkeit vom Patriarchat beständig gegenwärtig halten. Dieser Gesichtspunkt hat für die Vorgeschichte sowohl der arischen als der semitischen

Völker nicht zu unterschätzende Bedeutung und dürfte sich in Zukunft ganz besonders fruchtbar erweisen.

Die ausgesprochene Gleichgültigkeit gegen die wirkliche Zeugung durch den Hausherrn ist sehr weit verbreitet, noch viel gröfser ist die Zahl jener Völker, aus deren Rechten und Gewohnheiten nachgewiesen werden kann, dafs sie das Vaterverhältnis als Schutz und Herrschaftsverhältnis, nicht als wirkliche Verwandtschaft auffassen.

Gleichgültigkeit gegen die Zeugung zeigt sich überall, wo den Ehefrauen die geschlechtliche Freiheit unbeschränkt oder mit gewissen, die Sicherheit der Vaterschaft ausschliessenden Beschränkungen gewährt wird, ferner dort, wo die Frauen Gastfreunden oder gegen Bezahlung preisgegeben werden. Auch häufige willkürliche Scheidung mufs, da sie mit ebenso leichter neuerlicher Eheschließung Hand in Hand zu gehen pflegt, die nämliche Wirkung hervorbringen.

Rechtlich unwesentlich und nicht grundlegend für die Familie ist ferner die physische Vaterschaft dort, wo Kinder, welche von anderen Männern gezeugt wurden, wissentlich und rechtlich den eigenen Kindern gleichgestellt werden und zwar nicht blofs durch Adoption, da letztere diesbezüglich eine Ausnahmsstellung einnimmt. Namentlich diese Erscheinungsgruppe reicht tief in die Periode des Patriarchats hinein.

Eine Monographie in der einen und andern Richtung würde bei der Massenhaftigkeit des Stoffes dringend nothun. Hier wird es genügen, einige der kennzeichnendsten Thatsachen und Gesichtspunkte hervorzuheben.

Die jungen Mädchen geniefsen bei den Naturvölkern in der Regel geschlechtliche Freiheit. Es wäre überflüssig, Belege anführen zu wollen, da eher das Gegenteil sich als Ausnahme herausstellt¹. Für uns hat die Thatsache insofern Bedeutung, als die Kinder eines solchen Mädchens allgemein nicht der Gewalt des Erzeugers, sondern derjenigen des Mundwalts ihrer

¹ Westermarck l. c. S. 89 ff. hat die Völker zusammengestellt, bei denen Keuschheit der Mädchen gefordert wird. Hauptursache hierfür waren bekanntlich die Kinderverlobungen.

Mutter unterstehen. Viel seltener ist die geschlechtliche Freiheit der Ehefrauen, da sich die Verfügung des Mannes über ihre Geschlechtsgunst sehr zeitlich, ja selbst bei herrschendem Mutterrecht entwickelt und Eifersucht in diesem Sinn schon bei sehr primitiven Zuständen zu Tage tritt¹. Abgesehen von gewissen polyandrischen Verhältnissen, welche die Bestimmung des väterlichen Blutes unmöglich machen, gehören hierher beispielsweise folgende Fälle²: In Panama können die Frauen nach Bancroft so viele Liebhaber unterhalten als sie wollen, ebenso war bei den Natchez, einem in mehr als einer Beziehung ausgezeichneten Kulturvolk, das weibliche Geschlecht in höchstem Grade ausschweifend. Die Häuptlinge selbst nötigten die Frauen, sich jedem Fremden preiszugeben, die Frau konnte Liebhaber in beliebiger Zahl haben, hingegen wurde Untreue des Mannes mit dem Tode bestraft³. Bei den Malagassen gilt die Ehefrau bei längerem Ausbleiben des Mannes für berechtigt zu excedieren⁴. Bei den Wolofs suchen die Weiber ihr Vergnügen anderwärts als bei ihren Männern⁵. Bei den Singhalesen steht der verheirateten Frau der außereheliche Umgang frei, nur nicht mit Männern geringerer Kaste⁶. Charakteristisch ist, daß diese Völker sämtlich Mutterrecht üben und zwar ohne streng entwickeltes Patriarchat. Große Lockerheit der Sitten herrscht ferner bei den Frauen Australiens, trotzdem der Ehebruch daselbst bereits gestraft wird⁷. Bei den Botocudos erfolgen mitunter furchtbare Ausbrüche der Eifersucht, auch hier ist also bereits das Bewußtsein vorhanden, daß die Verfügung

¹ Westermarck l. c. 143 ff. teilt eine zahlreiche Liste von Volksstämmen mit, bei denen Eifersucht konstatiert wurde, u. a. Feuerländer, Australier, Veddahs, Botocudos u. s. w.

² Vgl. Spencer, Sociology I, 604 f.; Hellwald, Familie 242 ff.; ferner Post, Anfänge 19 ff., auch Westermarck 157 ff.

³ Charlevoix, Hist. et Descr. de la nouvelle France. Paris 1744. VI, 182.

⁴ Kohler, Weltgeschichte und Weltentwicklung. Zeitschr. für vergl. Rechtswissenschaft V, 345.

⁵ Hovélacque, Les Nègres. Paris 1889 p. 13.

⁶ Post, Anfänge p. 24.

⁷ Hellwald, Naturgesch. d. Menschen I, 46.

über die Frau ausschließlich ihrem Manne zustehen sollte, aber die eheliche Treue ist äußerst gering und sehr selten¹. Das Überlassen der Frauen an Gastfreunde der Ehemänner — die sogenannte gastliche Prostitution — ist über die ganze Erde verbreitet; sehr gewöhnlich ist das Preisgeben der Frau aus Gewinnsucht, oder das Tauschen derselben unter Freunden². Diese, die Feststellung der physischen Vaterschaft vereitelnden Gewohnheiten, finden sich sowohl bei matriarchalen als auch bei patriarchalen Verhältnissen. Typisch sind in dieser Beziehung die Rechtsbegriffe der Neger. Die gekaufte Frau wird ganz Eigentum des Mannes, der sie zum Zwecke der Kindergewinnung benützt. Es kommt nach allem darauf hinaus, daß der Vater nur als Eigentümer, nicht als Erzeuger, die Kinder zu besitzen wünscht³. Bei der Mehrzahl der Afrikaner der Äquatorialzone gilt der Ehebruch der Frau keineswegs als abträglich für die Ehre des Mannes, man sieht ihn gewöhnlich bloß als eine Verletzung seines Eigentums an, welche auf irgend eine Art gebüßt werden muß. Daher leiht er seine Weiber aus und vermietet sie. Strafen an Leib und Leben sind wohl partikulär dem Ehebrecher angedroht, in der Regel begnügt man sich mit Geldbußen. Die Gatten benützen vielfach ihre Frauen, fremde Männer zum Ehebruch zu verlocken, um hohe Geldstrafen zu

¹ Martius, Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas 1867, p. 322.

² Hellwald, Die menschl. Familie 326—329. Vgl. ferner über die Chipewyans (Tinneh): Bancroft l. c., I 117. Nutkas u. Chinook (Prostit. f. Geld) l. c. I, 218, Mittelcalifornier l. c. I, 390, Uta (Shoshones) u. Scheyenneindianer: Hellwald, Naturgesch. I, 273 u. Bancroft I, 436, Neu-Guinea: Hellwald, Weite Welt I, 285. Kaffern: Lubbock, Entstehung der Civil. 67 f., ferner Waitz-Gerland VI, 139. Reichhaltige Zusammenstellungen bei Post, Geschlechtsgen. 34 f. Ursprung d. R. 54, Anfänge 26 ff., Bausteine I, 95, II, 239; Grundlagen des Rechts 193 Note; Entwicklungsgesch. d. Familienrechts 344 ff.; Afrik. Jurisprud. I, 470 ff. Sehr lehrreich und wichtig Wilken, Plechtigheden en gebruiken etc. 151 ff. Dasselbst Note 53 weitere Litteratur; endlich Starcke, Die primitive Familie S. 129 f. Bei den Australiern tauschen Freunde ihre Frauen selbst auf einen Monat. Hellwald, Familie 137.

³ Ausland 1880 S. 168.

erpressen¹. Der Mann liebt seine Frau, wie man eine Sache liebt, die einen gewissen Wert hat, und seine Kinder etwa wie ein Kind sein Spielzeug². Einigen Berichterstattern zufolge herrscht an der Goldküste zwischen Vater und Kindern sogar ausgesprochener Haß; da er mit ihnen Handel treibt, fliehn sie ihn von Kindheit an und wenn es ihnen gelingt, ihn zu überumpeln und gefangen zu nehmen, beeilen sie sich, den Urheber ihrer Tage (?) nach der nächsten Faktorei zu führen und ihn mit wenig verhehlter Freude zu verkaufen³. Auf den vertraulichen geschlechtlichen Umgang legen die Neger, wie bereits aus dem Gesagten hervorgeht, gar keinen Wert, sie leihen sich gegenseitig ihre Frauen, bieten sie ihren Freunden oder auch wohl Fremden an, halten es für eine Ehre, wenn letztere sie annehmen und liefern sie den Europäern für eine geringe Vergütung aus. Werden aus solchen flüchtigen Verbindungen Kinder erzeugt, so betrachten sie sich als ihre Väter⁴.

Dieses ist der eigentliche, rechtshistorisch wichtige Kernpunkt des Verhältnisses, welcher sich überall wiederholt, wo die physische Vaterschaft unsicher ist und trotzdem ein Machtverhältnis existiert. Die gleichmütige Annahme fremder Kinder in den eigenen Hausverband ist eine weitverbreitete Erscheinung, welche auch mit dem Mutterrechte in innerer Verbindung steht, sofern die Kinder demselben Machtbereiche, dem die Mutter angehört, unterworfen werden müssen. Über die (mutterrecht-

¹ Hécquard, Westafrika S. 44; Hovélacque, Les Nègres p. 310, 307 ff.; vgl. Coquilhat, Sur le haut Congo. 1888 p. 287. Ähnliches kommt nach Wilken, Plechtigheden 147 ff. auch im malayischen Rechtsgebiet vor.

² Hovélacque l. c. 365.

³ Giraud - Teulon, Les origines de la famille 1874 p. 143. „In Afrika sieht man überall das mißhandelte Kind in den Schoß der Mutter flüchten, die es allein kennt, während der Vater nur als Herr und Gebieter für dasselbe vorhanden ist.“ Bastian, Der Mensch in der Gesch. III, 262.

⁴ Hécquard, Reise in Westafrika Lpz. Dyk. p. 8. — Bereits im Ausland Jahrg. 1875 S. 118 lesen wir: Die Völkerkunde versieht uns mit einer genügenden Menge von Beispielen, welche beweisen, daß das Gefühl der Vaterliebe dem Menschen nicht angeboren ist und es läßt sich darthun, daß es als eine spätere Konsequenz des Eigentumsrechtes zu betrachten ist.

lichen) Knistinoindianer wird beispielsweise berichtet: „Es scheint nicht als mache der Gatte irgend einen Unterschied zwischen den Kindern seiner Frau, selbst wenn sie mit verschiedenen Vätern gezeugt wären. Weder Keuschheit noch Treue wird von dem Weibe gefordert, doch wird Unzucht der Frau nur mit Genehmigung des Mannes gestattet. Die Wirklichkeit seiner Vaterschaft ist aber demselben gleichgültig¹. Überhaupt kehrt bei den Indianern der Zug häufig wieder, daß der Mann nicht bloß seine eigenen Kinder, sondern auch andere Kinder seiner Frau, so namentlich Kinder aus einer früheren Ehe derselben als eigene zu versorgen hat, da der nächste Verwandte der Mutter diese Last nur bis zu deren zweiter Heirat zu tragen verpflichtet ist².

Von diesem Gesichtspunkt ist es erklärlich, daß die Vaterschaft gekauft und verkauft werden kann. So verkauft in Nordcalifornien der Vater nicht selten seine Kinder³ und bei den Wapisiana (in Guyana) ist derselbe trotz herrschendem Mutterrecht, trotz der Thränen der Mutter und trotz dem Vorhandensein eines gewissen Maßes väterlicher Zärtlichkeit im Stande, die Kinder einem vielleicht kinderlosen Ehepaar, etwa für ein Gewehr, eine Axt oder dergleichen, zu verkaufen. Sie folgen leicht „den neuen Eltern“, welche die Verwandten des Kindes, die sich zahlreich „beim neuen Vater“ melden, zu beschenken pflegen⁴. Das Kind scheidet also keineswegs aus dem bisherigen (mutterrechtlichen) Verwandtschaftsverband, wird aber durch Kauf in einen anderen Gewaltbereich übertragen. Es ist klar, daß hier von einem Verwandtschaftsverhältnis zwischen Vater und Kind als Grundlage ihrer rechtlichen Beziehung nicht die Rede sein kann⁵. Auch bei anderen mutterrechtlichen

¹ Starcke l. c. 129 f. u. Waitz, Anthr. III, 112.

² Powell. Wyandott Government. Smithsonian Instit. Bureau of Ethnol. I (1881) p. 63 f.

³ Bancroft I, 351.

⁴ Schomburgk, Reise in Guyana und am Orinoco. Lpz. 1841 p. 86, sowie Martius, Beiträge 643.

⁵ Die bei Martius vorfindliche Angabe (S. 352), daß die Indianer besonders auf das väterliche Blut den höchsten Wert legen und stets aus

Völkern gehört das Verkaufen der Kinder durch den Vater keineswegs zu den Seltenheiten¹. Ja, ein sehr zuverlässiger Berichterstatter beschreibt ein Volk Südamerikas, welches allerdings die Frau, nicht aber die Kinder der Gewalt des Vaters überläßt, so daß sie ihn nicht als solchen anerkennen und nach seinem Tode nicht trauern²; bei verschiedenen andern südamerikanischen Völkern wird das Töten aller neugeborenen Kinder bis auf eines so sehr den Müttern überlassen, daß die Väter sich überhaupt nicht in die Angelegenheit zu mengen haben³; schliesslich pflegen nach dem Rechte der nämlichen Stämme im Falle der Scheidung alle Kinder mit der Mutter zu deren Familie zu ziehen⁴. Wie bereits bemerkt, ist die leichte und häufige Scheidung ein weiteres Symptom dafür, daß die Beziehung zwischen Vater und Kind auf Schutz oder Gewalt, nicht auf Blutverbindung begründet wird. Nicht bei allen Naturvölkern ist dieselbe gebräuchlich, selbst bei herrschendem Mutterrecht ist die Ehe mitunter relativ dauerhaft, während dort wo kein Mutterrecht vorhanden, die Weiber vielfach so oft und leichtfertig gewechselt werden, daß jede Bemühung, die Vaterschaft zu bestimmen, illusorisch wäre⁵. So ist bei den Boto-

diesem Grunde dem Vaterbruder eine besonders wichtige Stellung einräumen, ihn als geborenen Ratgeber betrachten und nach dem Tod des Vaters, dem Herkommen vieler Völker gemäß, in die Rechte und Pflichten des Verstorbenen eintreten lassen, befindet sich in offenem Widerspruch mit zahlreichen eigenen Angaben desselben ausgezeichneten Ethnographen und beruht zweifellos auf einer damals noch gar nicht vermeidlichen Verwechslung der Väterverwandtschaft mit der Vatergewalt. Auch diese Gewalt kann zur Grundlage eines sehr wichtigen und engen Verhältnisses werden. Daß die beschriebene Stellung des Vaterbruders mit den Principien des Mutterrechtes in Einklang ist, daß ferner Fälle vorkommen konnten, wo allerdings die Familie als väterlicher Gewaltverband, aber noch nicht die Verwandtschaft durch Mütter entwickelt war, soll weiter unten ausgeführt werden.

¹ Martius l. c. 322; Spencer, Sociol. I, 603.

² Azara, Voyage dans l'Amér. merid. Paris 1809 II, 33.

³ So bei den Völkern Paraguays l. c. 107.

⁴ l. c. 132.

⁵ Vgl. Herb. Spencer, Sociol. Lond. 1885 I, 603, § 270; ferner die Zusammenstellungen bei Post, Entw. des Familienr. S. 250 ff., sowie in den anderen Schriften desselben Verfassers.

cuden die Ehe so leicht lösbar, daß sie kaum mehr ist als ein wechselndes Konkubinat¹. Ebenso kann bei den übrigen großenteils nicht mütterrechtlichen Indianern Brasiliens der Mann seine Frau jederzeit willkürlich und ohne besonderen Grund entlassen². Auch bei nicht mütterrechtlichen Stämmen anderer Weltteile wiederholt sich die nämliche Erscheinung. So z. B. bei den Beduinen³ und bei den Chewsuren im Kaukasus⁴. Bei herrschendem Mutterrecht ist die leichte und häufige Ehescheidung, wie bemerkt, zwar nicht notwendig, doch aber äußerst gewöhnlich. Das amerikanische Rechtsgebiet bietet dafür zahlreiche, klassische Beispiele. Beliebige häufiges Wechseln der Frauen⁵, Ehe auf Probe für kürzere oder längere Zeit, oft nur auf einige Tage⁶, leichtfertiges Verkaufen des Weibes⁷ sind

¹ Martius l. c. 322. Ähnlich bei den Orang Sakei (Malaien), wo die Frauen nur auf einige Wochen bei einem Mann bleiben. Wilken, Plechtigheden p. 151.

² Martius, Vom Rechtszustande etc. S. 65. Vgl. über die Guaycurus Waitz, Anthr. III 472; über die Lules von Chaco das. 480; Abiponen Klemm, Die Frauen I, 32 f. u. Dobritzhofer II, 170: „Es giebt solche, welche mit ihren Weibern so oft wechseln, als wir Europäer mit unseren Hemden; aber ich kenne auch viele, welche bis an das Ende ihrer Tage mit einer einzigen zufrieden lebten. Zur Scheidung genügt, wenn die Frau dem Mann mißfällt, er braucht gar keine Gründe dafür anzugeben.“

³ Klemm, Frauen I, 169.

⁴ Ausland 1879 S. 531.

⁵ Indianer überhaupt: Waitz, Anthr. III, 105. Californier: Waitz l. c. IV, 240 bei den Athapasken (Chepewyans) nicht nur Scheidung nach Belieben, sondern auch gestattet, jedem andern sein Weib im Ringkampf abzugewinnen gegen späteren Ersatz des Brautpreises, so speciell bei mehreren von Bancroft (I, 131) beschriebenen Stämmen; das nämliche gilt nach Spencer von den Australiern. Leichtfertige Scheidungen ferner bei Apachen und Comanches. Bancroft I, 513 und Schoolcraft, Stat. and hist. inform. II, 131, Nutkas: Bancroft I, 197, Selish und andere Völker der Westküste l. c. 277 u. Waitz III, 339; Oregonvölker: Schoolcraft l. c. V, 654. — Irokesen l. c. III, 191 und Lafiteau I 581; ferner Morgan, Urgesellschaft 385 ff.

⁶ Bei den Haidahs: Bancroft I, 168, Nordcalifornier l. c. 350 f.; Huronen: Waitz, Anthr. III, 105; das. über die Creeks (Ehe auf 1 Jahr).

⁷ Nordcarolina: Das Weib leicht an einen andern verkauft: Waitz III, 111. Die Indianer am Pugetsund (Oregon) opfern dem Spiel oft Weiber und Sklaven l. c. 339.

bei den Indianern allgemein verbreitet. Ein besonders interessantes Beispiel findet sich im polynesischen Gebiete in Neubritannien. Hier werden nämlich junge Frauen gerade wenn sie schwanger werden, häufig verstossen¹. Auf die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung haben wir hier nicht einzugehen, doch ist es klar, wie wenig es in diesem Falle dem Vater um Nachkommen zu thun ist, die freilich nicht seiner Familie zugezählt werden. Eine vollständige Aufzählung des grossen verfügbaren Materials ist nicht in unserem Zwecke gelegen. Wiewohl gewisse, namentlich afrikanische Rechtsgebiete erst in neuester Zeit eröffnet und überhaupt noch viele Völkerschaften in dieser Beziehung nicht gehörig untersucht sind, glauben wir doch bereits jetzt die These aufstellen zu dürfen, daß in primitiven Verhältnissen die physische Vaterschaft als rechtlich relevante Grundlage der Social- und Familienorganisation entweder niemals oder doch nur in sehr seltenen Ausnahmefällen vorgekommen ist, daß sie im allgemeinen wenig beachtet wurde und meistens die sichere Feststellung der Vaterschaft durch verschiedene Umstände völlig ausgeschlossen war². Esmein hat wirklich einen ungewöhnlichen Grad von Scharfsinn und wissenschaftlicher Voraussicht bekundet, indem er bereits vor sieben Jahren in seiner Ausgabe von Gides Werk über das Weib (p. 33) die ursprüngliche Vaterschaft eher als ein gewolltes Resultat erklärt, denn

¹ Waitz-Gerland, Anthr. VI, 634; freie Lösbarkeit der Ehe beiderseits auf den Marianen: Waitz V, 2, 117.

² Ausser den bereits beschriebenen wirken noch andere Rechtssitten in derselben Richtung, so das Preisgeben der Braut an die Hochzeitsgäste; ein gewissen Personen — oft Priestern oder Fürsten — weniger als Recht denn als Pflicht zukommendes jus primae noctis, religiöse Prostitution, sowie unzuchtige Feste mit allgemeiner Promiscuität. Vgl. insbes. die Schriften Post u. Hellwalds. Hierher gehören auch die nichts weniger als seltenen Fälle, wo unmündige noch zeugungsunfähige Knaben mit erwachsenen Weibern vermählt werden und allen Ernstes als Väter der Nachkommenschaft gelten, welche aus Geschlechtsverbindungen dieser Frauen mit anderen Männern erzielt wurde. So bei den Malabaren und Telugus (Ausland 1880 S. 376. Ein derartiges Verhältniss scheint nach Liutprand 129 selbst bei den Langobarden vorgekommen zu sein. Andere Fälle bei Post, Geschlechtsgenoss. 25, Anfänge 13 f., Bausteine I, 99. U. a. werden auch die Russen derartiger Verbindungen geziehen.

als Anerkennung einer natürlichen Thatsache. Die exklusive Geschlechtsverbindung mit einer Frau gehört nicht zum Wesen der primitiven Ehe. Demgemäfs gehört auch die wirkliche, physische Zeugung nicht zum Wesen der primitiven Vaterschaft. Ich halte dafür, dafs bereits Lubbock und auch M'Lennan den geschlechtlichen Umgang mit einem Weibe in allzuenge Verbindung mit dem brachten, was bei niederen Völkern unserer Ehe analog ist. Starcke protestiert mit Recht gegen den Standpunkt M'Lennans, als ob die Monandrie — sagen wir das Patriarchat — an und für sich ein lebhaftes Interesse für die zeugende Vaterschaft hätte. Dafs etwa in primitiven Zuständen Ehen hätten vorkommen können, ohne eine geschlechtliche Verfügung des Mannes über das Weib, davon kann natürlich ebenso wenig die Rede sein, als wir etwa in neuerer Zeit ein solches platonisches Verhältnis Ehe zu nennen geneigt wären. In diesem Sinn war ein Geschlechtsverhältnis und zwar ein dauerndes Geschlechtsverhältnis thatsächliche Grundlage der Ehe, dasselbe war jedoch weder ausschliesslich andern Männern gegenüber, noch überhaupt Zweck der ehelichen Verbindung. So sehr ich im allgemeinen Hellwalds Ansichten Starcke gegenüber für richtig erachte, halte ich doch seine Polemik in diesem Punkte für grossenteils verfehlt¹. Dem richtigen Standpunkt hat, wie ich glaube, Lippert in seiner Geschichte der Familie² Ausdruck verliehen. „Es ist ganz natürlich“, sagt dieser scharfsinnige Gelehrte, „dafs in Gegenden, wo Reste alter, wilderer und doch milderer Organisationsverhältnisse die lediglich der Lust dienende Begegnung der Geschlechter erleichterten, der Mann eine Frau am wenigsten um solcher Lust wegen zur Ehe nahm und verhältnismäfsig teuer erkaufte. Die Ehe hat für ihn einen andern Zweck; er will Kinder gewinnen und erziehen lassen, Kinder die sein eigen wären, eine Vermehrung seiner Habe an sich und eine erhöhte Erwerbs- und Verteidigungshilfe für ihn“. Die Frau sollte ihm Dienerin sein, ihm die tägliche Speise bereiten, das Herdfeuer erhalten, das

¹ Hellwald, Familie 457.

² S. 118.

Feld bestellen u. s. w. In der That wäre es unbegreiflich, warum ein Mann, dem alle Mädchen des Stammes zugänglich zu sein pflegen, bestimmte einzelne Weiber zu diesem Zwecke sich unterwerfen sollte und weshalb er auch weiterhin diese eheliche Verbindung aus dem nämlichen Grunde aufrecht erhalten sollte, nachdem sie ihn in dieser Beziehung durchaus nicht zu beschränken pflegt, die Befriedigung des Geschlechtstriebes vielmehr in primitiven Verhältnissen auch außer der Ehe zumeist leicht zu erlangen ist. Die geschlechtliche Verbindung ist also wirklich in jener Zeit kein Organisationsprincip¹. Starcke fehlt jedoch, indem er daraus schließt, daß die Blutsverbindung kein Organisationsprincip sei, was, von dem obigen Satz durchaus verschieden, in Bezug auf die Väter teilweise richtig, in Bezug auf die Mütter jedoch durchaus falsch und in offenem Widerspruch mit den Thatsachen ist. Man hat allerdings für das sehr zeitliche Emporkommen eines rechtlich maßgebenden Bewußtseins der physischen Vaterschaft eine wichtige Thatsachengruppe ins Feld geführt, nämlich die *Couvade* oder das sogenannte Männerkindbett. Über die ganze Erde verbreitet, ist diese seltsame Sitte Gegenstand mannigfacher nicht immer glücklicher Konjekturen geworden.

Am vollständigsten und besten haben den Gegenstand Tylor², Wilken³, Plofs in seinem Werke über das

¹ Wir erinnern z. B. an die oben citierten Worte des Reisenden Hécquard: (Reise in Westafr. Lpz. 1854) S. 8. „Übrigens legen sie (die Neger) gar keinen Wert auf den vertrauten geschlechtlichen Umgang“, wobei namentlich der Umgang zwischen Ehegatten gemeint ist. Einen großen Fehler begeht m. E. Westermarck, indem er in Kap. VII „Ehe und Ehelosigkeit“, das Geschlechtsbedürfnis als Hauptursache des bei Naturvölkern fast unbekannten Cölibats zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen nimmt.

² In der berühmten Abhandlung: On a method of investigating the development of institutions, applied to laws of marriage and descent, Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Febr. 1889. S. 256 ff. Ferner in den Forschungen über die Urgesch. d. Menschheit, Lpz. Ambr. Abel S. 370—381.

³ Dr. G. A. Wilken: De Couvade bij de Volken van den indischen Archipel (Bijdragen tot de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 5^e Volgreeks IV). Dasselbst eine vortreffliche Beschreibung der Couvade im malaiischen Rechtsgebiet.

Kind¹ (V. Kapitel), sowie neuerdings Friedrichs² behandelt. Das Männerkindbett kommt in allen Weltteilen vor, Europa nicht ausgenommen, wo es nach dem Zeugnis antiker Autoren mehrfach in Übung war, an der spanischen und französischen Seite der Pyrenäen sogar unter dem Namen Cuvade noch in diesem Jahrhundert, ja, wie einige behaupten, noch in der Gegenwart. Am wenigsten verbreitet ist dasselbe in Afrika, am häufigsten in Südamerika. Die Bezeichnung Männerkindbett kann durch die große Ähnlichkeit zwischen dem Verhalten des Vaters und dem einer Wöchnerin gerechtfertigt werden. Bachofen hat die Theorie aufgestellt, es sei der eigentliche Zweck der Cuvade gewesen, bei herrschendem Mutterrecht den Zeugungsanteil des Vaters zu dokumentieren. Sie sei ein Symptom des Übergangs vom Mutterrecht zur Agnation. Der Vater habe das Wochenbett nachgeahmt, um Rechte über das Kind zu gewinnen, welche vorher bloß der Mutter gedient hatten. Diese Lehre ist von Lubbock, Giraud-Teulon, Wilken, Tylor, Bernhöft (Zeitschrift IX, 417) und anderen Gelehrten acceptirt worden. Giraud-Teulon formuliert sie in einer auch von Wilken angeführten Stelle folgendermaßen: „Wie sollte man die Blutsverbindung zwischen Vater und Kind ersichtlich machen? Im System der Mutterverwandtschaft war die Sache einfach: das Band zwischen Mutter und Kind, dem Geburtsakt selbst entspringend, gestattete den Verwandtschaftsbegriff auf eine unbestreitbare Thatsache zu begründen. Der Mann hingegen, unfähig, seinen Zeugungsanteil — und namentlich die Ausschließlichkeit desselben — zu beweisen, konnte seine Vaterschaft nur auf eine rechtliche Vermutung oder Fiktion basieren. Fiktionen und Abstraktionen sind aber dem Verständnis unentwickelter Völker schwer zugänglich, man muß daher sinnliche Handlungen und äußerliche Ceremonien zu Hilfe nehmen. Um die Verwandtschaftsbeziehung zwischen Vater und Sohn festzustellen, glaubte man sich genötigt, den Akt nachzuahmen, welcher das Kind mit der Mutter verbindet, das

¹ Plofs, Das Kind in Sitte und Brauch der Völker. 2. Aufl. Lpz. 1884. I. Bd. 143 ff.

² Ausland 1890 S. 801, 837, 856, 878, 895.

Wochenbett nachzuahmen und den Vater der Mutter gleichzustellen, indem man ihn zur zweiten Mutter machte. Der Mann wurde daher zur Rolle einer Wöchnerin verurteilt und mußte sich zur Nachahmung des Geburtsaktes hergeben.“

Dem gegenüber habe ich bereits in meinem „Mutterrecht“ (S. 18) darauf hingewiesen, daß jene Ähnlichkeit mit dem Wochenbett dem Wesen und Ursprung der Couvade vollkommen fremd ist. Fast unbegreiflich erscheint es, wie Forscher ersten Ranges eine solche Erklärung entwickeln, beziehungsweise sich aneignen mochten. Die Couvade ähnelt allerdings dem in civilisierten Ländern üblichen Wochenbett so sehr, daß jedermann dies auf den ersten Blick gewahren mußte. Aber denjenigen Völkern, bei denen das Männerkindbett in vollem Schwange geht, pflegt das Wochenbett der Frau so wenig bekannt zu sein, als den Bäuerinnen vieler Gegenden Europas. Sollte die Couvade eine Nachahmung des Wochenbettes sein, so mußte vor allem dieses existieren. War aber kein Wochenbett vorhanden, so ist es geradezu absurd, die Couvade als Kopie oder „Abklatsch“ des Verhaltens einer Wöchnerin zu erklären. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Weiber bei den meisten Naturvölkern gleich nach der Geburt ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen, gewöhnlich wird dies sogar als interessanter Gegensatz zur Couvade besonders hervorgehoben. Selbst in der citierten Abhandlung Tylors wird (S. 255) von den Basken ein Bericht mitgeteilt, wonach die Mutter gewöhnlich aufstand, während der Vater das Kind zu sich ins Bett nahm. Selbstverständlich sind hier nur jene Fälle in Betracht zu ziehen, wo der Mann wirklich ein scheinbares Wochenbett abhält, nur diese Fälle können der von uns bekämpften Theorie zur Grundlage dienen, während die bloße Einhaltung abergläubischer Diätvorschriften offenkundig als Sympthiemittel angewendet wird. So paradox dies klingen mag, ist selbst für den seltenen Fall, wo das Frauenkindbett abgehalten wird und daneben ein inhaltlich verwandtes Kindbett des Mannes besteht, wie namentlich bei einigen brasilianischen Stämmen, die Frage unentschieden, ob diesbezüglich die Männer den Weibern und nicht vielmehr die Weiber den Männern nachgeahmt haben, denn das Wochenbett der Frau ge-

hört nicht zu den physiologischen Bedürfnissen jener Zeiten. Jenes Verhalten der Frau entspringt nicht der Notwendigkeit einer wirklichen Pflege, sondern grösstenteils ebenfalls nur dem Sympathieaberglauben. Um so weniger kann hier von Nachahmung einer physiologischen Beziehung die Rede sein. Völlig unzulässig wäre die Behauptung: dort, wo keine Spur des Wochenbettes der Frau, wohl aber die Couvade vorhanden ist, wie etwa auf den Antillen, bei den Mundrucus, Californiern u. s. w. müsse dasselbe einmal in einer unbekannten Vorzeit existiert haben. Die Couvade entwickelte sich, doch nicht als Kopie des Wochenbettes, weil dieses nicht bekannt war. Selbst dort, wo sowohl Mann als Frau streng einzuhalten- den Enthaltungs- und Vorsichtsmafsregeln unterworfen sind, pflegen die Beschränkungen des Mannes und jene der Frau häufig nicht übereinzustimmen. Dobrizhoffer führt direkt die Beweggründe an, welche die Abiponer zur Couvade veranlafsten: sie seien der Meinung, „daß die Ruhe und Mäfsigkeit des Vaters zum Wohlsein neugeborener Kinder aufserordentlich viel beitrage und schlechterdings notwendig sei..., daß jede Ungemächlichkeit des Vaters auf das neugeborene Kind wegen ihrer natürlichen Verbindung und Sympathie einen nachteiligen Einfluß habe; dergestalt, daß alle Weiber, im Falle dieses stirbt, die Schuld davon der Unmäfsigkeit des Vaters zuschreiben“. Das ganze Beweismaterial jener Theorie schrumpft also auf wenige, keineswegs typische Fälle zusammen; von einer Anwendbarkeit als allgemeine Entwicklungsregel kann nicht im entferntesten die Rede sein. Selbst bezüglich jener Fälle ist es wahrscheinlich, daß auch hier dieselben Grundursachen gewirkt haben, welche in der grofsen Mehrzahl der Fälle mafsgebend waren. Auch die Erklärung Wilkens, die Couvade sei eine Reaktion gegen die ursprüngliche volksphysiologische Anschauung bezüglich des Zeugungsvorgangs, wird dadurch in Frage gestellt. Man habe, meint Wilken, die Couvade geübt, um der ursprünglichen Mutterverwandtschaft die physiologische Beziehung zwischen Vater und Kind sinnbildlich gegenüberzustellen.

Auch das halten wir für unrichtig. Erstens aus dem Grund, weil die Couvade eben keinesfalls Nachbildung des Wochenbettes

sein kann, zweitens und hauptsächlich, weil der Zeugungsanteil des Vaters den Naturvölkern von alters her bekannt war. Auch in der späteren Phase des Patriarchats ist aber dieser Anteil ohne rechtliche Bedeutung und daran konnte und wollte die Couvade sicher nichts ändern. Wiewohl der Wilkenschen Erklärung demgemäfs eine allgemeinere Bedeutung schwerlich zukommt, mag sie vielleicht für einzelne Fälle zutreffend sein, so insbesondere dort, wo die physische Vaterschaft nicht mehr unsicher ist und bereits die agnatische Verwandtschaft und nicht blofs, wie dies in den meisten einschlägigen Fällen zutrifft, die patriarchalische Gewalt in der Entwicklung begriffen ist¹.

Aus dem Vorhandensein der Couvade ist in Wahrheit zweierlei zu entnehmen. Erstens, daß eine physische Verbindung zwischen dem Vater und dem Kinde vorausgesetzt wird, und die Völker, welche sie üben, eine gewisse abergläubische Ideenverbindung über den Zusammenhang hegen, der zwischen dem Wohlbefinden des Vaters und demjenigen des Kindes auch nach dessen Geburt bestehen soll; zweitens, daß dem Vater daran gelegen ist, das Kind am Leben und bei guter Gesundheit zu erhalten; die Couvade enthält also thatsächlich ein Zeugnis für ein gewisses persönliches Interesse des Vaters, darüber hinaus aber beweist sie gar nichts. Die erstgenannte Folgerung, es bestehe zwischen Vater und Kind eine physische Verbindung, ist nun keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, zugleich ein Beweis dafür, daß der Vater sich notwendiger Weise als Erzeuger des Kindes ansieht. Die Verbindung, welche solchergestalt zwischen Vater und Kind statuiert wird, braucht durchaus nicht die des Blutes zu sein. Sie betrifft nicht die Beziehung des Vaters zum Kinde zur Zeit der Zeugung, sondern in gröfser Regel erst nach erfolgter Geburt, mitunter seine Beziehung zu einer vorhandenen Leibes-

¹ Der Umstand, daß die Enthaltungsgebräuche, wie dies ausnahmsweise vorkommt, bereits vor der Geburt des Kindes beobachtet werden, ist für Beurteilung des ganzen Verhältnisses ohne Bedeutung. Auch in diesem Falle kann nämlich die Couvade als abergläubisches Sympathiemittel angewendet werden, selbst wo der Hausvater sich nicht als Erzeuger der Leibesfrucht ansieht.

frucht. Daß aber dies nicht zugleich auch die Voraussetzung der wirklichen Zeugung durch den Hausvater in sich begreift, geht klar daraus hervor, daß nach dem Glauben der Naturvölker ein geheimnisvoller Einfluß des gegenseitigen Verhaltens nicht bloß zwischen Vater und Kind, sondern auch unter anderen Verwandten¹, unter Freunden, ja selbst zwischen Tieren und Menschen stattzufinden pflegt. So wie einerseits der Glaube weit verbreitet ist, man könne andere Personen durch Vornahme gewisser Handlungen an Leib und Leben schädigen², so kann man umgekehrt anderen Personen nützen, indem man ein entsprechendes Verhalten beobachtet.

In den Gebieten höherer und niederer Kultur ist der Gedanke solcher Wechseleinflüsse zwischen nicht verwandten Personen durchaus gewöhnlich. Plofs berichtet zahlreiche Beispiele ähnlichen Aberglaubens aus verschiedenen Teilen Deutschlands, wo namentlich die Paten zu Vorsichtsmaßregeln verpflichtet werden, um ihre Täuflinge vor schlimmen Folgen zu bewahren. Der Pate muß sich z. B. vor der Taufe ordentlich waschen, sonst wird das Kind unreinlich, er darf nicht irgendwo übersteigen, sonst wird es Nachtwandler, er darf sich auf dem Wege zur Kirche nicht umsehen, sonst wird es Herumgaffer, er darf kein Messer bei sich tragen, sonst wird es Selbstmörder u. s. w. Die Ähnlichkeit mit dem der Couvade zu Grunde liegenden Aberglauben der Indianer ist geradezu überraschend. Auf naheverwandter Ideenverbindung beruht es, wenn auf Hawai im Falle der Krankheit des Königs oder Häuptlings die allgemeine Enthaltung von bestimmten Fischen, Früchten und sonstigen Nahrungsmitteln durchgeführt wird. Auch hier kann von einer Blutsverwandtschaft oder gar von direkter Abstammung als Motiv

¹ So müssen sich bei einigen Stämmen Paraguays alle Verwandten solcher Nahrungsmittel enthalten, die man für das Kind schädlich hält. Plofs 150.

² Vgl. Lubbock, Entstehung d. Civil. S. 203 ff. Es genügt z. B., den aufgeschriebenen Namen einer Person zu haben, um ihr durch gewisse Beschwörungsformen Schaden zuzufügen. „Gewöhnlich halten es die Wilden für unerläßlich, daß der Zauberer zu seinem Werk etwas erhalte, das mit dem erwählten Opfer in Zusammenhang stehe (z. B. Haare, Nägelabfälle desselben u. dgl.).“

nicht wohl die Rede sein¹. Das stringenteste, für uns interessanteste Beispiel teilt Wallace in seiner südamerikanischen Reisebeschreibung mit². „Ein Indianer, der mir als Jäger diente, fing einen schönen Steinhahn und gab ihn seiner Frau, um ihn zu füttern; das arme Weib selbst aber war nun genötigt, von Cassavabrot und Früchten zu leben und sich aller animalischen Nahrung, sowie des Pfeffers und Salzes gänzlich zu enthalten, weil man glaubte, dies würde des Tieres Tod verursachen. Der Vogel starb dennoch und die Frau wurde von ihrem Manne geschlagen, weil sie ihn durch eine Verletzung der Enthaltsamkeitsregel getötet habe.“ Konsequenterweise müßte man nun zum absurden Schluß gelangen, daß sich diese Indianer allen Ernstes als Eltern jenes Steinhahns ansahen, insbesondere die Frau als seine Mutter, denn die Analogie mit der Couvade ist eine vollkommene. Sie ist um so bedeutsamer, als dieser Fall gerade das südamerikanische Gebiet betrifft, wo das Männerkindbett am verbreitetsten ist. Man sieht hieraus deutlich, wie wenig das letztere notwendigerweise mit der Idee der Blutsverwandtschaft zusammenhängt. Auch Tylor stellt ganz richtig die Couvade mit Hexerei und Wahrsagekunst zusammen. „Sie gehören ebenfalls dem geistigen Standpunkt an, auf welchem der Mensch den subjektiven geistigen Zusammenhang, denjenigen, der nur in seinem Geiste, von demjenigen, der außer ihm ist, nicht in der Weise trennt, wie die meisten gebildeten Menschen höherer Rasse dies thun“³. Tylor selbst beeinträchtigt aber diese auch

¹ Lippert, Kulturgesch. d. Menschheit I 119 f.

² S. Tylor, Urgeschichte S. 377 f.

³ Für die auch von Hellwald (Familie S. 361 ff.) nachdrücklich unterstützte Ansicht Lipperts über Ursprung und Bedeutung der Couvade: Dieselbe sei als eine Art Sühn- oder Entsagungsopfer des Vaters an Stelle der früher allgemeinen Opferung des ersten Kindes getreten, vermögen wir uns nicht zu erwärmen, nicht bloß deshalb, weil die Couvade nicht auf die Geburt des ersten Kindes beschränkt zu werden pflegt, sondern auch, weil jene Erklärung mit dem vorhandenen induktiven Stoff nicht übereinstimmt. Ein derartiges Sühnopfer könnte bei vielen Völkern, welche das Männerkindbett üben um so weniger Platz greifen, als sie auf das Leben der Erstgeborenen nach wie vor sehr wenig Gewicht legen und den Kindermord in ausgedehntestem Maße und durchaus nicht überall aus religiösen Motiven praktizieren.

von ihm gegebene Erklärung, indem er behauptet, jene Sympathiemittel seien sekundärer Natur und vermutlich ursprünglich von der Mutter allein angewendet und erst später vom Vater angenommen worden¹. Das ist aber weder bewiesen noch wahrscheinlich. Überhaupt ist hier noch ein anderer Riss in der gemeinen Kette der Schlußfolgerungen, es wird nämlich in Wahrheit der Geburtsakt nicht symbolisiert und zwischen den Verhaltensmaßregeln des Vaters und der Rechtsstellung der Mutter als Blutsverwandte ist es sehr schwer, eine logische Verbindung herzustellen. Im wesentlichen korrekt ist also Starckes Stellung gegenüber der Couvade. Aus allen Berichten ist es ihm zufolge klar, „daß das Wochenbett des Mannes nicht als ein dem Entbundenen Ruhe und Kräfte gebendes Krankenlager aufzufassen ist. Der Wöchner fastet oft über alle Maßen und Grenzen, . . . Die Couvade ist nicht wegen des Vaters noch wegen der Mutter entstanden: des Kindes Wohl und Gedeihen ist ihr Zweck.“². Mehrere Autoren haben auf den Umstand besonderes Gewicht gelegt, daß gerade der Vater diese Selbstpeinigungen und Vorsichtsmaßregeln einzuhalten habe, es gehe daraus hervor, daß seine Beziehung zum Kinde inniger sei, als diejenige der Mutter. Diese Ansicht stimmt jedoch schlecht mit den Thatsachen. Auch die Mutter wird nämlich vielfach verschiedenen Regeln der Diät und Lebensweise unterworfen (vgl. verschiedene Fälle bei Plofs³); überdies bestehen bei zahlreichen Naturvölkern strenge Gewohnheiten über Behandlung und Verhalten der Frau nach der Geburt, jedenfalls nicht bloß in ihrem, sondern hauptsächlich im

Trotzdem soll nicht geleugnet werden, daß partikulär die Couvade die Bedeutung eines Sühnopfers annehmen konnte. Auch Wilken, der jene Sühnopfer zum Gegenstand sehr eingehender Specialstudien und einer besonderen Publikation gemacht hat, erklärt sich gegen die Theorie Lipperts, welche er mit Recht als gesucht und nicht wohl annehmbar bezeichnet (a. a. O. Note 23).

¹ Tylor, On the Method etc. p. 256 Note.

² Starcke S. 55 f., hiezu auf S. 304 Zusammenstellung einigen, insbes. amerikanischen Materials, dessen Inhalt genau mit den im Text angeführten Behauptungen übereinstimmt.

³ So l. c. 149, 150, 152. Vgl. auch Plofs, Das Weib in Natur und Völkerkunde. Lpz. 1885 II 450, sowie Wilken a. a. O. Note 27.

Interesse des Kindes. Im übrigen scheint auch hier der Gedanke der Haus- und Familienherrschaft des Mannes in den Vordergrund gerückt zu sein, „der Mann hat sich selbst gleichsam der allgemeinen Annahme, daß er als Hauptperson in der Familie die größte moralische Verantwortlichkeit tragen müsse, willig gefügt“. Er muß die Couvade einhalten, weil das Kind sein Eigentum ist. Und gerade die Weiber sind es, welche an vielen Orten die Durchführung der Couvade streng überwachen und die Schale ihres Zornes über den Mann ergießen, wenn das Kind stirbt.

Das soeben Dargelegte schließt, wie gesagt, durchaus nicht aus, daß bei einzelnen Völkern das Bewußtsein einer Blutsverbindung zwischen Vater und Kind wirklich mit der Couvade in Verbindung getreten sei, ein Umstand, dem jedoch eine irgend nennenswerte Bedeutung keineswegs zukommt.

Wir halten es nämlich, wie bereits bemerkt, für durchaus unwahrscheinlich, daß den Wilden überhaupt der Zeugungsanteil des Vaters verborgen geblieben wäre. Unter den bekannt gewordenen Naturvölkern dürfte wohl schwerlich auch nur ein einziges nachweisbar sein, welchem diese Thatsache völlig unbekannt wäre¹. Ob also bei einem Volk das Männerkindbett existiert oder nicht, ist in dieser Hinsicht vollkommen gleichgültig und völlig unzulässig erscheint die Folgerung Westermarcks, als hätte speciell die Couvade die Idee der Blutsverwandtschaft zwischen Vater und Kind zur notwendigen Voraussetzung. Der Zeugungsanteil des Mannes kann sehr wohl bekannt sein, ohne daß sich wirklich der Begriff einer rechtlich relevanten Verwandtschaft zwischen Vater und Kind herangebildet hätte.

¹ Vgl. Bernhöft, Zeitschr. IX 417: „Der physische Zusammenhang zwischen Vater und Kind wurde sogar vielfach aus den Zeitschr. VIII 212 angegebenen Gründen über das Verhältnis mit der Mutter gesetzt. Daraus folgt nun freilich nicht, daß ihm auch juristische Bedeutung zukam, vielmehr gehört, so lange sich das System der Hausgemeinschaft erhielt, das Kind dem Herrn der Mutter“. Auch H. Spencer, Sociology I p. 636 (§ 293) äußert die Ansicht, die Blutsverbindung durch den Vater sei gewöhnlich bekannt, doch unbeachtet, wo die Verwandtschaft in weiblicher Linie herrsche, und macht darauf aufmerksam, daß diese Rassen bis hinab zu den niedrigsten ein Wort für den Vater, so gut wie für die Mutter besitzen.

Aber auch aus dem zweiten Punkt, daß nämlich der Vater ein offenes Interesse am Leben und Wohlbefinden des Kindes an den Tag legt, hat man schließen wollen, daß die Couvade ein wirkliches Blutsverwandtschaftsverhältnis zwischen Vater und Kind bekundet. Diese Folgerung ist jedoch ebenso unrichtig. Auch das Interesse des Vaters an der Erhaltung des Kindes hat mit Verwandtschaft durchaus nichts zu schaffen. Wo es mit der Couvade Hand in Hand geht, ist es vor allem wirtschaftlicher Art. Die Kinder unterstehen der Hausgewalt des Vaters, die Söhne sind seine künftigen Gehilfen, die Töchter vielleicht wertvolle Verkaufsgegenstände; ausschlaggebend ist schließlich für die Beurteilung des ganzen Verhältnisses, daß es vielfach bei herrschendem Mutterrecht vorkommt, wo principiell von keinem agnatischen Familienverband die Rede sein kann und die Erbschaft sowohl als die Stammzugehörigkeit ausschließlich oder mit vereinzelt Ausnahmen durch das mütterliche Blut bestimmt werden. Als Beispiel mögen die von Schomburgk beschriebenen Völker Guyanas, sowie die Californier und das Negervolk dienen, bei denen das Männerkindbett konstatiert wurde. Überdies kann bei den nämlichen Völkern die Vaterschaft thatsächlich auch auf andere Weise, insbesondere durch Kauf begründet werden, es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß ihnen die zeugende Vaterschaft zwar bekannt, aber von keiner rechtlichen Bedeutung ist. — Wie erklärt es sich also, daß die Couvade ein Symptom des Übergangs von Mutterrecht zu Vaterrecht bildet und Tylors Untersuchung zufolge, zwanzig von achtundzwanzig die Couvade übenden Völkern, diesem Stadium angehören. Die Antwort darauf lautet: die Couvade ist nicht sowohl Zeichen der entstehenden Vaterverwandtschaft, als der entstehenden Vatergewalt. Das lebhafteste Interesse des Vaters an den Kindern, das Streben, sie bei Leben und Gesundheit zu erhalten und ihnen durch Anwendung jener Sympthiemittel Mut, Verstand, Schärfe der Sinne u. s. w. für die Zukunft zuzusichern, muß überall mit dem Aufkeimen des Patriarchats mächtig werden. Die von der Frau Geborenen gelten nun dem Ehemann als seine Kinder, wenn er auch nicht darauf hält, sie notwendig persönlich erzeugt zu haben. Es ist

demgemäß der von Lippert mit Recht in den Vordergrund geschobene Gesichtspunkt des Privateigentums — hier des Eigentums des Hausherrn an Frau und Kindern — der für Inhalt und Konstruktion dieses ganzen Verhältnisses maßgebend wird. Das Mutterrecht als Verwandtschaftsprincip mag hierbei noch in voller Reinheit bestehen, das Matriarchat wird aber beseitigt und die emporstrebende Vatergewalt bildet zugleich eine Vorbereitung für den späteren Wechsel des Verwandtschaftssystems.

Fassen wir das eingehend Dargewiesene in wenig Worte zusammen: Wo überhaupt ein Rechtsverhältnis zwischen Vater und Kindern bei Naturvölkern konstatierbar ist, beruht dasselbe nicht auf Blutbanden, sondern auf äußerer Macht, oder auf Schutz und wirtschaftlichen Diensten. Diese Position halte ich nicht nur für beweisbar, sondern bereits für bewiesen. Wir finden sie in mannigfachen Variationen bei den Ethnographen und Historikern der neuesten Zeit; daß sie auch auf das Patriarchat der arischen, sowie aller anderen Kulturvölker Anwendung findet, werden wir weiter unten auszuführen haben. Auch in meiner Schrift über „Mutterrecht und Raub-ehe“ ist die nämliche Lehre als fundamental dargestellt worden; sie lag sozusagen in der Luft, als logische Konsequenz des angehäuften wissenschaftlichen Stoffes. Nur wurden die richtigen Folgerungen für Beurteilung des alten Mutterrechts nur von sehr wenigen Forschern gezogen. Die Vatergewalt kann vor, neben und allerdings auch nach dem Mutterrecht in allen möglichen Abstufungen und Mischungsverhältnissen existiert haben. Vatergewalt und Mutterrecht waren miteinander in unaufhörlicher Wechselbeziehung und nur insofern im Gegensatz, als sich aus der ersteren das System der rechtlich anerkannten Blutsverwandtschaft durch Väter thatsächlich entwickelt hat; aber die Vatergewalt als Schutzverhältnis mag älter sein als das Mutterrecht, ist durch dieses an vielen Orten zurückgedrängt und ganz beseitigt worden, ist dann wieder emporgekommen, ohne noch zunächst das Mutterrecht überwältigen zu können und hat erst nach einer langen und wechselvollen Entwicklung der Elternfamilie und der agnatischen Familie zum endlichen Triumph verholfen.

Zweites Kapitel.

Das Urverhältnis des Vaterschutzes.

Bei den rohesten bekannten Völkern, mit Ausnahme der meisten Australier, findet sich kein Mutterrecht. Geringe Wahrscheinlichkeit der Annahme, sie hätten dasselbe bereits überwunden. Gruppierung dieser Völker in kleine Scharen und in Familien, deren Mittelpunkt einzelne Männer bilden. Gleichzeitiger Mangel jeglichen Verwandtschaftssystems: sowohl des Mutterrechts als der Agnation. Gegensatz des urzeitlichen Vaterschutzes zum späteren Patriarchat. Entwicklung der ältesten Verwandtschaftssysteme auf dem Boden des primitiven Vaterschutzes.

Bei vollständiger, uneingeschränkter Geltung der landläufigen Lehre vom Mutterrecht müßte angenommen werden, daß die Beziehung des Kindes zu den Eltern mit seiner Beziehung zur Mutter begonnen hätte, diejenige zum Vater hingegen, als Schutz oder als Verwandtschaftsverhältnis erst später hinzugetreten wäre. Unter allen bestehenden Völkern müßten die Mutterrecht übenden die niedrigste Kulturstufe einnehmen, während alle anderen, bei denen sich eine bestimmte Beziehung zwischen beiden Eltern und den Kindern, nicht aber das Mutterrecht vorfindet, die letztere Stufe bereits hinter sich haben, also bereits einer späteren, höheren angehören müßten. Wiewohl eine Anordnung der Völker nach Kulturstufen große Schwierigkeiten darbietet, glaube ich doch an der in meiner Studie über das Eigentum entwickelten Idee festhalten zu dürfen, wonach

das Fehlen oder Vorhandensein der Häuptlingsgewalt, sowie ihre grössere oder geringere Entwicklung einen brauchbaren Maßstab für die Rangordnung der primitiven Kulturen darbietet. Der von H. Spencer in seiner Sociologie vortrefflich klargelegte Zusammenhang zwischen der politischen Verfassung und der gesamten Gesellschaftsordnung enthält hierfür eine weitere, höchst beachtenswerte Begründung¹. Die Völker, von denen in diesem Kapitel zu handeln sein wird, gehören vom obigen Gesichtspunkt zur untersten überhaupt bestehenden Klasse. Letztere Thatsache ist übrigens glücklicherweise von keiner Seite in Zweifel gezogen, so daß wir dabei nicht ausführlicher zu verweilen brauchen. Um so bemerkenswerter ist es, daß mit einziger Ausnahme der Australier kein einziges dieser Völker und Völkergruppen in Mutterrecht lebt, allen aber die Beziehung zwischen Vater und Kind bekannt ist, daß ferner selbst unter den australischen Stämmen gerade einige der mindest entwickelten dem Mutterrechte keineswegs huldigen. Die geographische Lage ihres Landes rechtfertigt sogar die Vermutung, daß ihre Vorfahren bei der vom Norden und Nordosten erfolgten Besiedelung dieses Kontinentes zu den frühesten Einwanderern gehörten und erst durch spätere Nachschübe nach ihren jetzigen Wohnsitzen gedrängt wurden, so daß gerade bei ihnen eine gewisse Präsumtion für Erhaltung einer höchst altertümlichen Familienverfassung spricht. Die nämliche Präsumtion wird durch die isolierte Ausnahmsstellung dieser Familienverfassung im Gegensatz zu den übrigen Australiern begründet, da sich dies sehr wohl als Überrest eines älteren Zustandes, keineswegs aber als selbständige Entwicklung erklären läßt. Auf diesen Punkt ist besonderes Gewicht zu legen. Wir wissen gegenwärtig bereits einiges über

¹ Die von Morgan in seinem Werk über die „Urgesellschaft“ gebotene Klassifikation stützt sich auf Fortschritte der materiellen Kultur, mit welcher die socialen Bildungen sich in weniger engem Zusammenhang befinden. Ohne den Wert einer solchen Anordnung zu bestreiten, glauben wir doch für unsere Zwecke an dem angegebenen Maßstab festhalten zu sollen. Trotzdem mag es nicht überflüssig sein, zu erwähnen, daß auch nach Morgans Rangeinteilung die im gegenwärtigen Abschnitt genannten Stämme zu den niedrigststehenden unter allen existierenden zählen.

die vom Mutterrecht zum Vaterrecht führenden Ursachen. Die stärkste Begründung erhält das Mutterrecht zur Zeit des aufkeimenden Ackerbaues, während die väterliche Altfamilie, deren Verhältnis zum Mutterrecht noch zu erörtern sein wird, bei allen Hirtenvölkern in kausalen Zusammenhang mit der Viehzucht tritt, ein Gedanke, der von Spencer flüchtig berührt, aber erst von Lippert wissenschaftlich begründet wurde. Auch bei Völkern, die niemals zum Hirtenleben übergegangen sind, wie z. B. den Malayen oder den Mexikanern, ist die Entwicklung des Patriarchats, dem allmählich das System der agnatischen Verwandtschaft entsprießt, Ergebnis einer fortschreitenden Gesittung, eines strammeren gesellschaftlichen Zusammenschlusses und einer genossenschaftlichen Organisation des Ackerbaues. Die Annahme, daß die Australier, Buschmänner, Andamaneninsulaner, Botocudos und andere Völker der nämlichen Gesittungsstufe bereits das mutterrechtliche Verwandtschaftssystem völlig überwunden hätten, und zur Vaterverwandtschaft vorgedrungen seien, ist mit dieser Grundregel, sowie mit allem, was wir über Mutterrecht und Agnation wissen, in offenbarem Widerspruch. Weil ein inniger Zusammenhang zwischen den übrigen Seiten der Civilisation und der Familienverfassung nachweisbar ist, haben wir ein Recht anzunehmen, daß den untersten bekannten Kulturstufen auch die mindest entwickelte Familienverfassung entspricht, resp. daß die in Verbindung mit jenen Kulturstufen vorfindliche Familienverfassung die niedrigste bekannte sei. Es entsteht demnach die Frage, ob bei den genannten Völkern vielleicht die Vaterverwandtschaft oder zum mindesten eine patriarchale Centralgewalt obwalte.

Westermarck hat in seinem mehrfach erwähnten Buch eine Übersicht von Völkern geliefert, welche das Mutterrecht nicht kennen. Der Wert dieser Übersicht wird durch ziemlich unterschiedslose Vermengung der mannigfachsten Kulturstufen beeinträchtigt, das Kapitel III. enthält aber eine brauchbare Zusammenstellung der über die rohesten Rassen erhaltenen Nachrichten und gelangt zu Ergebnissen, welche wir für im wesentlichen richtig halten. In der Organisation der bezeichneten Rassen zeigt sich eine wirklich staunenswerte Übereinstimmung.

Bei den Feuerländern finden sich aufserhalb des Bereichs der Familie geradezu feindselige Verhältnisse. Die Bande der gemeinsamen Sprache bieten keinerlei Gewähr freundschaftlichen Verkehrs. Die Familien leben vollkommen unabhängig voneinander und vereinigen sich zu kleinen Scharen ohne Häuptlinge, blofs zum Zwecke gemeinsamer Abwehr. Nur die Bewohner des südlichen Teiles haben Clane gebildet, welche sich jedoch nur bei seltenen Gelegenheiten versammeln. Zwei, höchstens fünf Familien leben in einer Hütte zusammen. „Der Einfluß der Familie bildet das grofse Band, welches diese Eingeborenen verbindet“¹. Nach einem anderen Berichterstatter wandern die Feuerländer gewöhnlich in Gruppen von ungefähr 12 Personen, durchschnittlich etwa je 3 Männern, 5 Frauen und 4 Kindern, welche die natürlichste Zusammenschließung, die Familie, darstellen dürften², anderweitig kommen Scharen von 20 — 40 Personen vor. Der Jüngling, der sich nicht etwa ein Weib geraubt hat, wirbt um ein Mädchen bei deren Eltern, und vollbringt für dieselben nach gewonnener Zustimmung irgend eine nützliche Arbeit (etwa Beihilfe zum Bau eines Bootes)³. Bei den Feuerländern äußert sich zwar der Naturtrieb der Mutterliebe in gewohnter Heftigkeit, „aber auch diese Liebe schwindet mit dem Heranwachsen der Kinder“. Familienglieder trennen sich ohne Bedauern, die Männer verkaufen ihre Kinder an die Patagonier für Hunde, Pferde und Kleider oder einigen Schmuck; verkaufte Kinder zeigten keinerlei Trauer über die Trennung von ihren Eltern. „Ähnliches wird vom Verhältnis der Ehegatten untereinander erzählt und besonders die Hartherzigkeit betont, mit welcher Männer den Weibern, Väter den hungernden Kindern Speise zu verweigern imstande waren, wenn sie selbst sich an derselben zu ergötzen gedachten. Bove konnte von einem jungen Feuerländer mit Leichtigkeit und um ein

¹ Westermarck 56. Unter Familie ist hier zu verstehen der Mann mit Weib und Kindern, nicht etwa eine Gruppe wechselseitig verheirateter Personen.

² Ratzel, Völkerkunde II 677.

³ Spencer, Descriptive Sociology (Lond. 1879) Divis. I, Part. I, A. Table I and p. 8.

Weniges das Skelett von dessen Vater erlangen“¹. In jenen Teilen des Feuerlandes, wo sich grössere Gruppen — Clans — bereits gebildet haben, gehört das Kind, was die Rachepflicht anlangt sowohl zum Clan des Vaters als der Mutter, wird jedoch immer als Mitglied des väterlichen Clans angesehen. Die Verwandten von mütterlicher und väterlicher Seite gelten für gleich nahe², es zeigen sich aber verschiedene Ansätze in der Richtung des Mutterrechts; so (vereinzelt) die Herrschaft eines der ältesten Weiber über eine Horde³, die Entwicklung selbstständigen Eigentums der Weiber und eines gewissen Einflusses derselben im Stamme⁴. Besonders wichtig aber ist diesbezüglich die Antwort, welche Westermarck vom Rev. T. Bridges auf seine Frage erhielt, ob die Feuerländer glauben, das Kind stamme vorwiegend von einem der Eltern ab. Bridges schreibt, daß nach seiner Ansicht die Feuerländer das mütterliche Band für weit wichtiger halten als das väterliche und ihnen die damit verbundenen Pflichten der gegenseitigen Hilfe, Verteidigung und Rache für besonders geheiligt gelten⁵. Dies braucht mit der soeben erwähnten Gleichstellung nicht eben in Widerspruch zu stehen, da sich bei Naturvölkern, wie bei civilisierten, hart nebeneinander Partikularitäten finden. Jedenfalls weist dieses Hineigen zum Mutterrecht in einem Lande, wo dasselbe noch nicht vorhanden ist, auf ein entschiedenes Emporkeimen desselben. Daß die Kinder in Landesteilen, wo es Clans giebt, dem väterlichen Clan zugeschrieben werden, scheint ohne Bedeutung für die Blutsverwandtschaft. Jener Clan ist nämlich Lokalverband, die Kinder wohnen aber in der Hütte und im Gewaltbereich des Vaters. Verkauft er etwa eines derselben, so wird der Käufer als Vater angesehen und die Kinder dürften konsequenterweise seinem Clan zugezählt werden.

Bei den Buschmännern zeigen sich nahe verwandte Erscheinungen. Kein Berichterstatter weiß von Mutterrecht bei

¹ Ratzel, Vk. II 677.

² Westermarck 122.

³ Spencer, Sociol. I 715, § 325.

⁴ Ders. Descr. Soc. Table I.

⁵ Westermarck 129.

ihnen zu erzählen. Ihre Ehe- und Familienbande sind überaus locker, Eifersucht ist nur in geringem Maße vorhanden, Ehebruch bleibt straflos oder wird nur sehr milde bestraft; die schöneren und jüngeren Weiber fallen den Stärksten zur Beute. Das Volk wandert in einzelnen Familien; nur bei besonderen Gelegenheiten vereinigen sich mehrere Familien zu einer Schar, ohne sich jedoch Häuptlingen oder Rechtsgewohnheiten zu unterwerfen. „Der Geschlechtstrieb, die instinktive Liebe zu den Kindern, der gewohnheitsmäßige Zusammenhang Verwandter sind die einzige vorhandene Verbindung“¹. Nichtsdestoweniger ist neueren Untersuchungen zufolge bei ihnen der Ehemann und Vater recht eigentlich Mittelpunkt der Familie. Zum Vater kehren die Frauen nach dem Tode ihres Gatten zurück; daselbst finden sie Aufnahme auch seitens ihrer Brüder, welche gleichfalls das väterliche Haus teilen². Nicht im Widerspruch hiermit sind ältere Nachrichten, welche hervorheben, daß nicht selten Feindschaft zwischen Vater und Sohn entsteht, welche sie anreizt, sich gegenseitig zu töten³. Die Verbindung zwischen Vater und Kindern besitzt also eine mehr als augenblickliche Bedeutung, ist aber weder ein fester Gewalt- noch ein fester Verwandtschaftsverband. Am merkwürdigsten ist aber der Mangel des Mutterrechts. Der streng mutterrechtliche Neger ist hochcivilisiert im Vergleich mit jenen ärmsten und schwächsten der afrikanischen Wilden. Ein solches Verhältnis widerspricht offenbar der bisher eingehaltenen Logik der menschlichen Entwicklungsgeschichte so diametral als möglich.

Bezüglich der Boticudos erinnern wir an das im ersten Kapitel Gesagte. Es ergiebt ein völlig übereinstimmendes Bild. Die Familie (Mann, Weib und Kinder) ist das einzige Band, welches diese rohen Naturkinder vereinigt. Der Vater herrscht mit brutaler Macht in diesem kleinen Kreise und äußert oft die heftigste Eifersucht. Mutterrecht ist ihnen fremd. Und doch

¹ Hellwald, Familie 140; nach Hahn u. Merensky ders. Naturgesch. d. Menschen II 15; Ratzel, Völkerkunde I 71; Westermarck S. 58.

² Bleek, A brief account of Bushman Folk-Lore. London 1875, passim.

³ Spencer, Sociol. I 747, § 336.

zeigt kaum ein anderes Volk eine so geringe Integration aller inneren Kräfte und eine so primitive Stufe der materiellen Kultur. Doch nennt Martius außerdem verschiedene minder zahlreiche Stämme Brasiliens, welche voneinander getrennt, in primitivster Isolierung leben, dem Mutterrecht aber nicht huldigen¹.

Über die Westaustralier berichtet Bischof Salva do: Sie leben nicht im Stamm, sondern nur im Familienverband. Jede Familie, gewöhnlich 6—9 Köpfe stark, bildet gleichsam eine besondere Gesellschaft unter ausschließlicher Abhängigkeit von ihrem Oberhaupt². Verschiedene Stämme haben die Vatergeschlechtsfolge ausgebildet, als sekundäre Form nach Ansicht Kohlers³, in Wahrheit vielleicht als primäre.

Auch die Veddahs von Ceylon werden gewöhnlich hierher gezählt. Sie gehören unzweifelhaft zu den tiefer stehenden Wilden. Monogamie, eheliche Treue, Abwesenheit des Mutterrechts, väterliche Hausgewalt sind kennzeichnende Züge ihres Familienrechtes⁴. Doch sind neuerdings gewichtige Bedenken laut geworden gegen ihre Einbeziehung unter die niedrigst stehenden Urtypen⁵. Vergleichen wir nun die über die genannten Naturvölker vorhandenen Nachrichten, so erhalten wir den Eindruck, daß bei ihnen der Verwandtschaftsverband wirklich erst in der Entwicklung begriffen ist, ferner, daß die Beziehung zu beiden Eltern eine relativ lockere ist und von einem eigentlichen System der Verwandtschaft nicht wohl die Rede sein kann.

Überall tritt doch der Vater als Mittelpunkt der Familie in den Vordergrund. Die angeblich normale Entwicklungsweise erscheint also geradezu auf den Kopf gestellt, die angeblich spätere sociale Bildung tritt als frühere an den Tag, da nichts

¹ Westermarck 58. Vgl. auch Waitz III 534: „Die Yuracares haben etwas Landbau, leben aber von Jagd und Fischfang ohne Häuptlinge familienweise zusammen, ohne Anhänglichkeit an ihre nächsten Verwandten.

² Westermarck 57.

³ Über das Recht der Australneger. Zeitschr. VII 26 f.

⁴ Westermarck S. 55. Post, Anfänge 55, 65. Hellwald, Naturgesch. II 471 f. Spencer, Descr. Soc. I Table 3.

⁵ Ratzel, Völkerkunde II 223.

dafür spricht, daß die lange, schwierige, mit gewissen wichtigen — hier durchwegs nicht vorhandenen — Kulturfortschritten zusammenhängende Wandlung von einem früheren Mutterrecht zu einer patriarchalen, nicht mutterrechtlichen Organisation, hier bereits zurückgelegt wurde. Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob wir es nicht in den oben beschriebenen Fällen mit vormutterrechtlichen Verhältnissen zu thun haben; uns nicht durch ein glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände mindestens ein flüchtiger Einblick in ein weiteres Vorstadium der ungeheuren, unergründlichen Vorzeit gegönnt ist. Ist nicht wirklich, wie ja mehrfach behauptet worden ist, eine Art faktische Schutzgewalt des Vaters dem Mutterrecht vorangegangen, hat nicht vielleicht eine natürliche Elterngruppe existiert, bevor ein eigentliches Verwandtschaftssystem zur Entstehung gelangte? Diese Frage steht mit der Theorie von der ursprünglichen Promiscuität in keinem notwendigen Widerspruch. Einer primitiven Elterngruppe gingen ohne Zweifel noch primitivere Socialgebilde voran; Gemeinschaftsehe, Hetärismus, Promiscuität, oder wie man diese Regellosigkeit sonst benennen will, mögen bestanden haben oder nicht, wir halten dies trotz Westermarcks sehr scharfsinnigen Auseinandersetzungen noch immer für eine offene Frage, denn es fließt beständig neues Material hinzu und Westermarcks Kritik ist nicht erschöpfend; trotzdem kann es richtig sein, daß nicht das Mutterrecht, aber freilich ebensowenig das eigentliche, rechtlich begründete Patriarchat die älteste positive Form der Familienverbindung darstellt. Hier liegt der wunde Punkt der bisherigen Theorien, da zwischen Kulturformen, wie wir sie bei den Römern und solchen, wie wir sie bei den Buschmännern finden, ein principieller Unterschied eigentlich gar nicht gemacht wird. Hellwald, der in seinem Werk über die Familie an vielen Stellen das Rechte mit den rechten Worten sagt, hat gewiß auch hier den richtigen Weg angedeutet, indem er davon ausgeht, daß der sogenannte Hetärismus der Urzeit in dem Mangel fester Normen für das Paaren der Menschen bestand, also Polygamie, Polyandrie oder Monogamie neben einander in sich begreifen konnte.

Die Zustände bei den von uns angeführten Völkern, zu denen in vielen Beziehungen auch die Eskimos und die Cali-

fornier gehören, berechtigen uns aber zur Vermutung, daß noch vor Entstehung der Muttergruppe ein gewisses Herrschaftsverhältnis des Vaters zur Entwicklung gelangte, zugleich mit einer Art von monogamen oder polygamen Verbindungen, welche zwar, wie Kautsky und Kulischer es wollen, von sehr ephemärem Charakter waren, aber doch einen gewaltigen Fortschritt der völligen Regellosigkeit gegenüber bildeten. Der Nutzwert der Ehefrauen beruht bei diesen Naturvölkern, wie bereits im vorigen Kapitel ausgeführt, weit weniger auf der geschlechtlichen Beziehung, als auf der Arbeitsleistung. So erklärt es sich leicht, daß die Frau mitunter verlassen wird, sobald sie geboren und die Zeit des Säugens begonnen hat, denn es wird hierdurch nicht bloß die geschlechtliche Beziehung unterbrochen, sondern auch die Arbeitsleistung wesentlich beeinträchtigt. Dennoch ist ein solches Verlassen der Frau bei den rohesten Stämmen nichts weniger als allgemein. Die Frau repräsentiert auch während der Sägezeit einen nicht unbedeutenden Nutzwert. Es ist überall schwer, sich ein Weib für sich zu verschaffen. Es muß errungen und behauptet werden, die Ehe ist bei den genannten Völkern — die Veddahs ausgenommen — äußerst locker, sie ist von unbestimmter, aber doch von beträchtlicher Dauer, nicht abhängig von dem Einflusse der etwaigen Paarungszeiten, weil eben die sexuelle Beziehung für sie von sekundärem Interesse ist. Der Mann hat also Zeit, die von seinen Weibern geborenen Kinder in seinen Machtbereich zu ziehen und als die seinigen ansehen zu lernen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß auch auf dieser Entwicklungsstufe der wirklichen Zeugung durch den Hausvater in der Regel keine Bedeutung zugeschrieben wurde. Daß die Schutzgewalt, wie Hellwald meint, nicht notwendig dem Gatten der Mutter, sondern auch anderen Männern, insbesondere dem Mutterbruder zufallen konnte, ist nur dort richtig, wo die Muttergruppe bereits entwickelt war; doch gerade bei den niedrigsten Völkern ist dieselbe, soweit die hier allein maßgebende Induktion reicht, in Wahrheit nicht entwickelt. Allerdings meint Hellwald (Familie 143), die rohen Stämme seien fast alle auf dem Standpunkt des Weiberbesitzes, der sich erst mit der Entstehung des Eigentumsbegriffes entwickeln konnte, aber abgesehen davon,

dafs diese Bemerkung mit den oben entwickelten Ansichten nicht in Widerspruch steht, scheint uns keinesfalls damit bewiesen zu sein, dafs die Schutzgewalt des Mannes einem relativ fortgeschrittenen Kulturstadium angehörte. Es gilt hier genau, was H. Spencer über das Eigentum sagt¹: „Der Hund äufsert eine gewisse Kenntnis des Eigentums und verteidigt nicht blofs die Beute, welche er gefangen, oder seine Bude, sondern wacht auch über die Sachen seines Herrn. Wir können nicht voraussetzen, der Mensch in seinem rohesten Zustande hätte geringere Kenntnis des Eigentums gehabt; und diese Annahme kann durch Beweise erhärtet werden. Gewöhnlich haben die Wilden an ihren Waffen und Werkzeugen, ihrem Schmuck und ihren Kleidern individuelles Eigen. Selbst unter den elenden Feuerländern besteht privates Eigentum an Boten. In der That ist die blofse Idee der künftigen Vorteile, welche ein vernünftiges Wesen veranlaßt, ein nützliches Ding in Besitz zu nehmen oder zu verfertigen, an und für sich hinreichend, um Widerstand gegen Entfremdung dieser Sache zu verursachen. In der Regel wird Besitz nicht gestört, weil das Ding der Gefahr eines Kampfes nicht wert scheint; und selbst dort, wo dasselbe von einem anderen nach Überwindung des Widerstandes geraubt wird, behält es doch wieder der Sieger individuell für sich. Die Impulse, welche den Urmenschen veranlassen, andere wertvolle Sachen zu monopolisieren, müssen ihn ebenso veranlassen, Weiber zu monopolisieren. Es muß also Privateigentum an Weibern entstehen, welches nur von dem Stärkeren mißachtet wird, der anderes Privateigentum für sich zu schaffen strebt.“ Wir stellen uns die Urzelle der Familie — so könnte dieses einfachste Socialgebilde genannt werden — vor wie folgt: Innerhalb der kleineren oder gröfseren Menschenrudel — wenn dieses Wort für jene Primitiven gebraucht werden darf — bilden sich kleinere Sondergruppen, deren Mittelpunkt, wie es bei den Buschmännern, Feuerländern, Botocuden thatsächlich der Fall ist, ein Mann zu sein pflegt. Derselbe setzt sich in Besitz von ein oder mehreren Weibern, macht sich dieselben nach allen Richtungen

¹ Sociology I 633 f.

dienstbar und verfügt über sie, sowie über die von ihnen geborenen, wenn auch nicht notwendig von ihm erzeugten Kinder. Das eigene Interesse veranlaßt ihn, diese Personen gegen die übrigen Männer und alle anderen Feinde zu verteidigen. Das Verhältnis ist jedoch von dem Patriarchat grundverschieden. Nicht allein ist jene Gewalt mit keinerlei Pflichten verbunden, ihrem Inhalte nach durch nichts bestimmt, sie ist auch ihrer Dauer nach nur von faktischen Verhältnissen abhängig, sie hört auf, indem sich ihr die Unterworfenen entziehen, indem der Mann selbst sie nach Belieben aufgibt, indem sie ihm von einem anderen gewaltsam abgenommen wird. Sie ist Schutzherrschaft im vollen Sinne des Wortes und kann folglich Patriarchat genannt werden. Sie gleicht aber weder an Dauer noch an Kulturbedeutung dem historischen Patriarchat der semitischen und indogermanischen Völker. Dem letzteren kommt sie jedoch insofern nahe, als sie ebenfalls eine Gewaltbeziehung ist, nicht aber eine Verwandtschaftsbeziehung.

Dies bezieht sich sowohl auf das Verhältnis zur Mutter als auf dasjenige zum Vater. Jene Völker kennen allerdings das Naturverhältnis zwischen der Mutter und den Kindern, sowie das Schutz- und Machtverhältnis zwischen dem Hausvater und den Kindern, ersteres aber zeigt noch die Tendenz, zu erlöschen, sobald die mütterliche Pflege dem Kind entbehrlich wird, letzteres bezieht sich strikt auf den bestehenden Schutz und die bestehende Macht des Hausvaters selbst, verschwindet aber sofort, sobald Schutz und Macht aus was immer für einem Grund aufgehört haben. Beide Verhältnisse sind persönlicher Art, in der Regel auf die genannten Personen beschränkt; darüber hinaus finden sich vielleicht Ansätze, aber kein entwickeltes Verwandtschaftssystem (also weder Mutterrecht noch Agnation). Auf diese Art erklären sich die vom Gesichtspunkt unbedingter Ursprünglichkeit des Mutterrechts völlig undeutbaren Ur-Erscheinungen. Es kann allerdings ein großes Induktionsmaterial nicht beigebracht werden, einfach aus dem Grunde, weil nur wenige Völker der niedrigsten Stufe übrig sind, aber diese Völker bieten Typen, die nicht ignoriert werden dürfen, sie müssen und sollen in ihrem Verhältnis zum Mutterrecht klargestellt werden, man darf an ihnen nicht mehr, wie an latenten Widersprüchen, stillschweigend vor-

übergehen. Von einem solchen Ausgangspunkte aus konnte die weitere Entwicklung in doppelter Richtung stattfinden: entweder in der des Mutterrechtes oder in derjenigen der Vaterverwandtschaft; auch die dritte Möglichkeit, das Elternrecht könnte a priori nicht als ausgeschlossen gelten. Man darf dagegen nicht etwa die, wie wir glauben, irreführende Argumentation anwenden, welche Giraud Teulon gegen eine möglicherweise gleichzeitige Entstehung der Mutterfamilie und der Vaterherrschaft ins Feld führt¹: „Eine solche Annahme wäre zulässig, würde die Anthropologie die Diversität des Ursprungs der Menschenrassen beweisen: nachdem aber ein solcher Nachweis fehlt, hat man das Menschengeschlecht als spezifische Einheit anzusehen, sowie die verschiedenen Typen der Gesellschaft als verschiedene Entwicklungsstationen, welche das Menschengeschlecht zu durchlaufen hatte, indem es sich von tieferen Stufen zu höheren Formen erhob. Man wird demnach die Institutionen des menschlichen Geschlechtes in gewisse fortschreitende Reihen anzuordnen haben, welche wie die Glieder einer Kette wechselseitig von einander abhängen; oder, wenn man zaudern sollte, diese Formen als notwendig von einander abgeleitet anzusehen, wird man sie doch mindestens an den gemeinsamen Stamm des Baumes der Menschheit anknüpfen können, von welchem sie sich in verschiedenen Höhen und nach verschiedenen Richtungen abzweigen.“ Die anatomische und physiologische Einheit des Menschengeschlechtes im Verein mit dem bis zu einem gewissen Grade notwendig allüberall ähnlichen Einfluß der äußeren Naturkräfte, zieht nun allerdings eine erstaunliche Gleichheit gewisser universeller Entwicklungstypen nach sich. Bei neuentdeckten und beschriebenen Völkern, z. B. im Innern Afrikas, finden sich keine Kulturtypen, die nicht bereits anderweitig bekannt wären. Die Grenzen dieser Einheit zu bestimmen, ist aber ausschließlich Sache der Induktion, jede rein deduktive Behauptung darüber erweist sich als unsicher und häufig genug als irrtümlich. Dafs bei weitgehender Übereinstimmung in vielen und wichtigen Dingen bedeutende Mannigfaltigkeit zunächst der Typen, und innerhalb der letzteren auch

¹ Les Origines du mariage et de la famille. 1884. Introduction p. XVI.

der Individuen stattfindet, ist zu offenkundig, um besonderen Beweises zu bedürfen. Denn kein Individuum ist dem anderen vollkommen gleich und völlig unmöglich ist es, das Maß dieser Unterschiede von vornherein zu bestimmen. Giraud Teulon sagt nicht genug, indem er zugiebt, daß Abzweigungen vom gemeinsamen Stamm in verschiedenen Höhen und Richtungen vorkommen können. Denn auch vom nämlichen Punkte aus sind Abzweigungen nach entgegengesetzten Richtungen nicht unmöglich. In einem späteren Abschnitt soll die Lehre von der regelmäßigen Priorität des Mutterrechts vor der Agnation verteidigt werden, es können jedoch Umstände eingetreten sein, welche in einzelnen selteneren Fällen die Entstehung des ersteren verhindern und zugleich patriarchale und im wesentlichen agnatische Familienordnung unmittelbar aus einem primitiveren Zustand hervorgehen ließen. Es wäre müßig, sich hierbei jetzt länger aufzuhalten, es soll nur betont werden, daß eine solche Eventualität sich mit dem, was wir von den einfachsten Kulturen wissen, keineswegs in Widerspruch befindet. Möglicherweise werden gewisse Erscheinungen des südamerikanischen Rechtsgebietes auf diese Weise zu erklären sein. Die Bedeutung des Mutterrechtes für die Menschheit aber würde durch solche Abweichungen von der normalen Entwicklung in keiner Weise beeinträchtigt.

Jene hypothetische Urzelle der Familie, durch das Schutz-, Nahrungs- und Geschlechtsbedürfnis zusammengeballt, ist innerlich strukturlos, es fehlt ihr jeder feste Halt, da weder das Princip der Verwandtschaft noch jenes einer rechtlichen Macht ihr zur Grundlage dient. Ihre irreführende Ähnlichkeit mit dem späteren Patriarchat ist nicht ohne Bedeutung. Denn sie bildet das notwendige Glied einer Evolution, welche in analoger Weise auch vom Eigentum durchgemacht wurde. Individualismus und Atomismus, nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, Kommunismus, bilden den induktiv noch konstatierbaren Ausgangspunkt der Entwicklung¹. Der Frage, ob nicht weiter zurück eine Art von

¹ Die vorhandenen Nachrichten berechtigen zur Annahme, daß bei den Buschmännern ebensowenig als bei den Feuerländern oder Boto-

Kommunismus geherrscht hat, wird dadurch in keiner Weise vorgegriffen. Insbesondere kämen hier offenbar die von Morgan entwickelten Hypothesen in Betracht. Man soll dieselben als das, was sie sein sollen, als hypothetische Erklärung der Urzeit, gebührend beachten. Hierbei soll man jedoch nie vergessen, daß namentlich die kommunistischen Gruppenehen Morgans Urformen sein sollen, welche dem Mutterrecht um ein großes Stück Zeit vorangingen. Man soll daher diese hypothetischen Urformen von der Entwicklungsgeschichte der historischen Völker, z. B. der Slaven oder Germanen, deren erste uns bekannte Anfänge, Morgans eigener Lehre gemäß, um viele Jahrtausende später sind, fein säuberlich auseinander halten, wenn man nicht in ganz unwissenschaftlichen Dilettantismus versinken will. Eines mag hier noch zum Schluß hervorgehoben werden: Alles im ersten Kapitel, sowie in den weiter folgenden Entwickelte ist seiner Richtigkeit nach von der Hypothese des gegenwärtigen Kapitels völlig unabhängig. Bei Gegenständen dieser Art müssen zuerst alle Wahrscheinlichkeiten gehörig abgewogen und untersucht werden, Zweifel müssen behoben, Argumente widerlegt werden, bevor man zu voller Klarheit durchdringt. Die Lehre von Mutterrecht und Patriarchat steht aber fest und ist längst über derartige erste Grundlegungen hinausgewachsen.

cuden eine der von Morgan aufgestellten schematischen Stufen des Familienrechtes existiert. Überall werden die individuellen Eltern unterschieden. Polyandrie besteht nicht. Zwar leichte Trennbarkeit der Paare, beständiger und willkürlicher Wechsel, aber keine Gruppenehen sind nachweisbar. Auch mit der von Morgan s. g. syndyasmischen (d. i. Paarungs-) familie stimmt dies nicht überein, da alle hier besprochenen Völker nicht dem betreffenden Kulturgrad angehören. Die syndyasmische Familie soll nach Morgan der „Mittelstufe der Barbarei“ eigentümlich sein, welche turmhoch über die Zustände jener armen Wilden erhaben ist.

Drittes Kapitel.

Inhalt und Ursachen des Mutterrechtes.

Das Mutterrecht ist Verwandtschaftsprincip und als solches von Bedeutung für alle Rechtsverhältnisse. Seinen Ausgangspunkt bildet die Sicherheit der Mutterschaft und die Unsicherheit der Vaterzeugung. Widerlegung der entgegengesetzten Ansichten. Falsche Identifizierung der Blutsverbindung mit den socialen Wirkungen des Geschlechtstriebes. Angaben der Naturvölker über die Ursachen des Mutterrechts. Kritik der Lehre Starckes vom Lokalverband als Ursache des Mutterrechts. Bedeutung des Lokalverbandes für das Patriarchat. Zwischen Polygamie und Mutterrecht besteht keine notwendige Verbindung. Einfluß des Ackerbaus auf Entstehung des Mutterrechts. Die Frau als Ackerbauerin und Herrin des Ackers. Die lange Nährfrist als Ursache des Mutterrechts. Schluß.

Bei einer großen Mehrheit der Naturvölker entwickelte sich das sog. Mutterrecht, d. i. ein ganzer Komplex von Erscheinungen, deren Mittelpunkt eben die Mutter als Verbindungs- und Ausgangspunkt aller Blutsverwandtschaft bildet. Die Thatsache ist sichergestellt und würde auch durch den Beweis, daß manche Völker das Mutterrecht niemals gekannt haben, in keiner Weise erschüttert. Auch die Richtigkeit oder Falschheit der im vorigen Kapitel aufgestellten Thesen hat, wie bemerkt, keine entscheidende Bedeutung für die Lehre vom Mutterrecht; wo das letztere oder seine Überreste unzweifelhaft vorhanden, dort bildet es eben einen selbständigen Forschungsgegenstand, ohne Rücksicht darauf, was etwa vorher gewesen. Was den Inhalt des Mutterrechts betrifft,

können wir uns auf die von Hellwald¹ gegebene Erklärung berufen: „Wesentlich ist dafür überall, daß der Kreis der Verwandtschaft sich bloß auf die Spillmagen beschränkte, so daß die Familie nur durch Weiber fortgesetzt werden kann und nach Aussterben ihrer weiblichen Mitglieder dem Erlöschen anheimfällt. Dieses System wird durch die Einsetzung und Ausbildung der Ehe keineswegs verdrängt, man kennt dann wohl den Erzeuger des Kindes, allein er gilt noch nicht als Verwandter desselben und im Falle einer Trennung der Gatten ziehen alle Kinder mit der Mutter. Ebenso wenig sind die Söhne desselben Vaters von verschiedenen Müttern verwandt.“ Die praktischen Folgen der Blutverbindung zeigen sich im Erbrecht und zwar allgemeiner bei der Erbfolge ins Vermögen, als bei derjenigen in Ämter und Würden, ferner in der Blutrachepflicht, in der Zugehörigkeit der Blutsverwandten zum gleichnamigen Clan; in der allmählichen Ausbildung von Gewaltverhältnissen gewisser Mutterverwandten unter einander, so namentlich des älteren (uterinen) Bruders über den jüngern und des Mutterbruders über den Neffen. Im einzelnen zeigt sich die größte Mannigfaltigkeit, aber das Bewußtsein der nähern Zusammengehörigkeit der durch das mütterliche Blut Verbundenen ist dann herrschendes Princip, während das Verhältnis zum Vater zwar, mehr oder weniger tief, fast überall eingreift, aber, wie bereits ausgeführt, nicht als Bluts- sondern als Gewaltverhältnis, unter Umständen als Dienstverhältnis des Vaters. Man hat in neuerer Zeit wiederholt versucht, die bekannten mutterrechtlichen Erscheinungen als völlig unabhängig vom Blutband hinzustellen — so namentlich Starcke, in seiner „Primitiven Familie“ — doch überall ohne genügende Gründe. Namentlich ist es nirgends gelungen, ein anderes auch nur annähernd befriedigendes Erklärungsprincip beizubringen. Nach wie vor erscheint als die beste Erklärung des Mutterrechts die von Anfang an wiederholte: die Sicherheit und natürliche Bedeutung des Muttertums im Gegensatz zur Unsicherheit der Vaterschaft. Esmein hat dieselbe mit der ganzen ihm eigentümlichen Präzision wiedergegeben

¹ Familie 206.

wie folgt¹: „Als die Erkenntnis der individuellen Verwandtschaft entstanden war und die Familie oder mindestens den Clan im Schoße des Stammes erzeugt hatte, wurzelte dieselbe in der mütterlichen Abstammung, während die Vaterschaft eine gleichgültige Thatsache blieb. Die Natur der Dinge selbst führte zu diesem Ergebnis: Die Mutterschaft ist eine präzise und unleugbare Thatsache, dagegen ist die Vaterschaft eine geheimnisvolle, keines ebenwertigen Beweises fähige Thatsache, und man brauchte viel Zeit, bevor man die künstlichen und indirekten Beweise anerkannte, welche einzig und allein auf sie anwendbar sind. Die Beobachtung der Verbindung zwischen Mutter und Kind ist unerschütterlich gegeben und stetig mit voller Ausnahmslosigkeit fortwirkend, während die Sicherheit der Vaterschaft den verschiedensten Zufällen preisgegeben ist.“ Vorzüglich formuliert dieselbe Lehre namentlich M'Lennan:

„War einmal die einfache Thatsache einem Manne bekannt geworden, er habe das Blut seiner Mutter in den Adern, so mußte er bald inne werden, daß er mit ihren übrigen Kindern des gleichen Blutes sei. Etwas mehr Nachdenken mußte ihn in Stand setzen, die Identität seines Blutes auch mit dem der Brüder und Schwestern der Mutter einzusehen. Im Laufe der Zeit mußte er, die Blutbande durch die Mutter und durch Frauen gleichen Blutes solchergestalt weiter verfolgend, zu einem System der Verwandtschaft durch Weiber gelangen“². Wäre die Vaterschaft regelmäsig ebenso feststehend wie die Mutterschaft, so dürften wir erwarten, die erstere bald nach der letzteren als Verwandtschaftsprincip anerkannt zu finden. Dies kann aber nicht erfolgen, so lange die Vaterschaft gewöhnlich oder in der Mehrzahl der Fälle unsicher ist, so lange nicht die Mutter bloß einem Mann oder mehreren Männern gleichen Blutes angehört und so lange die Frauen berechtigt oder genötigt sind, mit anderen Männern geschlechtlichen Umgang zu pflegen. Demgemäß muß alles dem Mutterrecht förderlich sein, was die Unsicherheit der Vaterzeugung herbeiführt, also Polyandrie, Verleihen, Ver-

¹ Gide-Esmein, *La femme* 32.

² M'Lennan, *Studies in ancient history*. 124 ff.

mieten, häufiges Rauben der Frauen, leichte und zahlreiche Ehescheidungen u. dgl.

Ein sehr verbreiteter und für das richtige Verständnis abträglicher Irrtum ist es, zu glauben, das Mutterrecht könne nur dort entstehen und sich erhalten, wo ungebundene regellose Sexualbeziehungen vorwalten. Viollet z. B. läßt das Mutterrecht aus einer Zeit freier, flüchtiger Verbindungen hervorgehen¹, eine Ansicht, welche zuerst Kautsky² wissenschaftlich zu begründen versuchte. Auch Lamprecht in seiner deutschen Geschichte³ geht vom klassifikatorischen Verwandtschaftssystem als Überrest ursprünglicher Geschlechtsgemeinschaft aus⁴. Wir haben bereits betont, daß die Möglichkeit ursprünglicher Promiscuität nicht ausgeschlossen erscheint, dieselbe darf jedoch keinesfalls als notwendige Voraussetzung der unsicheren Vaterschaft und des Mutterrechts angesehen werden. Merkwürdig ist die Stellung Westermarcks gegenüber der Frage. Auf S. 129 sagt er: „Die Vaterschaft ist, wie Sir Henry Maine bemerkt, Gegenstand einer Schlußfolgerung, im Gegensatz zur Mutterschaft, welche Gegenstand der Wahrnehmung ist. Daher ist es fast unzweifelhaft, daß der Anteil des Vaters an der Verwandtschaft nicht so bald erkannt wurde als derjenige der Mutter.

¹ Précis de l'hist. du droit p. 326.

² Kosmos XII 338.

³ I 96.

⁴ Das s. g. klassifikatorische Verwandtschaftssystem im gegenwärtigen Zustand seiner Erforschung ist zur Erklärung der Social- und Verwandtschaftsverhältnisse noch nicht verwendbar. Es enthält zu viele dunkle und schwierige Einzelheiten und ist seinem Princip und Wert nach überhaupt noch nicht bestimmt. Starcke (S. 220) und Westermarck gelangen zu einem sehr abfälligen Urteil über den Wert des gesamten diesbezüglichen Materials für die ethnologische Forschung. Ohne mich ihren Bedenken überall anschließen zu können, glaube ich doch die Frage weiterer eindringlicher Untersuchung bedürftig. Der Gegenstand dieser Abhandlung gestattet, darüber kurz hinwegzugehen, da jene Gruppen eben durchwegs den vormutterrechtlichen Zeiträumen angehören und höchstens in vereinzeltten Spuren in die Periode des Mutterrechts hineinragen sollen. Die Entstehung des letzteren hätten sie insofern begünstigt, als mit ihnen Unsicherheit der individuellen Vaterschaft Hand in Hand ging; aber als notwendige Voraussetzung des Mutterrechtes erscheinen sie von vorne herein durchaus nicht.

Gegenwärtig scheint jedoch kein einziges Volk zu bestehen, welches nicht bereits die Vaterschaft entdeckt hätte.“

Westermarck nimmt zwar an, es habe eine Zeit gegeben, wo die Vaterschaft im physiologischen Sinne nicht bekannt gewesen wäre, glaubt aber nicht, daß die Bevorzugung der weiblichen Linie dieser Thatsache zuzuschreiben sei. Er führt darauf verschiedene weiter unten zu erwähnende Umstände an, welche ein solches Ergebnis herbeigeführt haben konnten und schließt (S. 136): „Es scheint hinlänglich klar, nach dem was ich oben gesagt habe, daß wir kein Recht haben anzunehmen, die Sitten und Gewohnheiten der Wilden (scil. das Mutterrecht) seien durch Unsicherheit der Vaterschaft hervorgerufen worden, ja daß eine solche Annahme nicht einmal wahrscheinlich ist. Niemandem ist es noch gelungen, einen Zusammenhang zwischen moralischen resp. unmoralischen Gewohnheiten und dem Übergewicht der männlichen oder weiblichen Linie unter den jetzt lebenden Wilden nachzuweisen. So geht unter den Barea ebensogut wie unter den Negern von Loango die Erbschaft bloß durch Mütter über, obwohl Ehebruch äußerst selten sein soll, während andererseits bei den ausschweifenden Eingeborenen von Tahiti das Eigentum stets auf den ältesten Sohn übergeht.“

Es soll nun keineswegs geleugnet werden, daß so komplizierten Erscheinungen wie die Familienorganisation der Naturvölker auch komplizierte Ursachen zu Grunde zu liegen pflegen. Das Mutterrecht ist sicher auf mehr als eine einzige Ursache zurückzuführen. Westermarcks Argumente enthalten jedoch keine die Unsicherheit der Vaterschaft als allgemeinste Hauptursache wirklich ausschließenden Gründe. Daß die bloße Bekanntschaft oder Unbekanntschaft mit der Thatsache der physiologischen Vaterzeugung mit der Frage ganz und gar nichts zu schaffen hat, ist bereits oben dargelegt worden. Diese Thatsache kann nicht bloß bekannt sein, es kann sogar möglicherweise dem Vater der überwiegende Zeugungsanteil zugeschrieben werden, ohne daß die individuelle Vaterschaft deshalb aufhören müßte, unsicher zu sein. So lange sie rechtlich irrelevant bleibt und der Hausvater sich nicht darum kümmert, wirklich Erzeuger zu sein, wenn er nur Herr ist, so lange kann auch die Un-

sicherheit der individuellen Vaterschaft dem Mutterrecht zur Grundlage gedient haben. Einzelne Beispiele von wilden Völkern, welche ausschweifend leben und trotzdem auf Keuschheit und Treue der Ehefrau (in unserm Sinne) halten, können als konträre Instanz nicht verwendet werden. Die von Munzinger so genau beschriebene Kultur der Barea mit ihrem hoch entwickelten, mannigfache Einflüsse aufweisenden Recht legt die Vermutung nahe, daß sie zu jener Enthaltsamkeit erst nach Zurücklegung einer langen Vorgeschichte ihres Rechtes gelangten, ohne das alte Mutterrecht aufzugeben. So sehr die Unsicherheit der Vaterschaft der Entstehung des Mutterrechts günstig ist, so wenig ist die Fortdauer derselben unerläßliche Bedingung der Fortdauer des Mutterrechts¹. Die natürliche Trägheit der menschlichen Zustände führt nicht selten dahin, daß alte und selbst veraltete Verhältnisse fort dauern, wenn die ursprünglichen Grundlagen ihres Daseins längst verschwunden sind. Darauf beruht ja der ewige, sich immer verjüngende Widerstreit zwischen dem jus aequum und strictum, der überall entstehen muß, wo das Recht fortschreitet und sich entwickelt. Übrigens ist überall das Bestehen der Folgen vom Fortbestehen der Ursachen unabhängig. Daß die Sicherheit der Vaterschaft allerdings die Tendenz erzeugt, das Mutterrecht zu beseitigen und an seine Stelle das agnatische Verwandtschaftssystem zu setzen, soll in einem spätern Abschnitt nachgewiesen werden, an und für sich aber sind Mutterrecht und Sicherheit der Vaterschaft nicht unvereinbare Gegensätze.

Auch das Beispiel ausschweifender Völker ohne Mutterrecht kann als ausschlaggebend nicht anerkannt werden. Vor allem müßte dargethan werden, daß bei solchen Völkern das Mutterrecht nicht ehemals bestanden hat und trotz Fortdauer der Ungebundenheit erloschen ist. Bei den Völkern Polynesiens ist dies sehr wahrscheinlich²; sie sind gleichfalls relativ sehr hoch

¹ Friedrichs liefert in seiner Abhandlung über den Ursprung des Matriarchats — Zeitschr. VIII 6 — eine Zusammenstellung der Völker, welche auf eheliche Treue der Frau halten und trotzdem keine Verwandtschaft zwischen Kind und Vater anerkennen.

² Vgl. Ausland, Jahrg. 1880, S. 524 f.

entwickelt, die Hausmacht des Vaters ist vielfach in voller Blüte. Wo aber einmal die dem Vaterrecht günstigen Kulturzustände zur Entwicklung gelangt sind, dort vermag die Fortdauer der geschlechtlichen Ungebundenheit das Entstehen desselben nicht zu verhindern. Übrigens müßte in dem von Westermarck angeführten Fall — im Fall der Tahitier — eine sehr genaue Specialuntersuchung durchgeführt werden, um zu zeigen, ob nicht dort unter dem Deckmantel der Vatergewalt das Mutterrecht weiterbesteht. Der Erbübergang vom Vater auf den Sohn kann dagegen nicht geltend gemacht werden, weil sich zwischen Vätern und Kindern ein Erbrecht unter Umständen auch bei Mangel wirklicher Blutsverwandtschaft auf der Basis der Gewalt entwickeln kann. Es gehört dies mit zu den Komplikationen, welche die Erklärung der primitiven Familienverfassung so schwierig machen. An und für sich besteht also wirklich wie Westermarck behauptet, kein notwendiger Zusammenhang zwischen der Lockerheit des ursprünglichen Ehebandes und dem Mutterrecht, trotzdem bleibt jedoch die von den meisten Fachmännern acceptierte Hypothese unerschüttert, daß in erster Linie die Unsicherheit der Vaterschaft das Mutterrecht erzeugt hat und wie wir hinzufügen können, daß sie seinen Fortbestand begünstigt, wenn auch nicht unbedingt sicherstellt.

Auch Dr. Starcke erklärt sich¹ gegen die Ableitung des Mutterrechts aus der Unsicherheit der Vaterschaft. „Wäre jemals die Weiberlinie d. h. die mütterliche Rechtsordnung, aus der alleinigen Anerkennung des mütterlichen Blutbandes entsprungen, dann würde hierdurch der Satz ausgesprochen sein, daß die Rechtsordnung dem Zeugungsverhältnis nachgebildet werde. Aber dann müßte auch das Vaternum schon während seines Werdens dieselben Bestrebungen zeigen und eben nicht sich den Sieg erringen als eine nur rechtliche und dem Blutsverhältnisse gegenüber durchaus gleichgültige Ordnung.“ Auch an anderer Stelle (S. 258) kehrt Starcke mit vielem Nachdruck zum selben Gedanken zurück. Der Hauptpunkt seiner Argumentation gegen die Auffassung der Mutter-Verwandtschaft als

¹ S. 136.

Blutband liegt im Hinweise auf die Natur des Geschlechtstriebes als einer wenig dauernden, wenig ständigen, wenig nachhaltigen Kraft. Er werde zu leicht und gar zu schnell befriedigt und sei deshalb nicht stark genug, die schwere Last der gesellschaftlichen Ordnung zu tragen. Aus der Überschätzung des Geschlechtstriebes entspringe, wie Starcke meint, die falsche Behauptung, daß das menschliche Gemeinschaftsleben von der Promiscuität anfangen und daß die monogame Ehe sich durch Reflexionen über das Geschlechtsverhältnis aus diesem Zustand entwickelt habe. Starcke hat nun allerdings in so weit Recht, daß die primitive Ehe, obgleich thatsächlich die sexuelle Beziehung in sich enthaltend, doch nicht in erster Linie die Befriedigung des Geschlechtstriebes zum Zwecke haben konnte, da derselbe außer der Ehe allzu leicht zu befriedigen war, und das Geschlechtsverhältnis zwischen den Ehegatten mehr als Accidens denn als notwendige Grundlage der Ehe anzusehen ist. Andererseits schlägt aber Starcke den Einfluß des Geschlechtstriebes viel zu niedrig an. Denn alle willkürliche Bedürfnisbefriedigung des Menschen erfolgt ganz ebenso in Intervallen. Auch der Hunger macht sich nur in Intervallen geltend und dennoch bildet gerade das Nahrungsbedürfnis den wichtigsten Faktor des gesellschaftlichen Fortschritts. Ebenso kann der Geschlechtstrieb dauernde Begierden entzünden. Er ruft den beständigen Wunsch nach dem Besitze schöner Weiber, ruft Kämpfe unter den Männern hervor und bildet eine wichtige Ursache des für die Geschichte der Familie so wichtigen Frauenraubes. Wir halten übrigens diesen Punkt für weniger wichtig bezüglich unserer Frage. Einen Kardinalirrtum, eine handgreifliche Verwechslung hat aber Starcke begangen, indem er die Blutsverbindung der Familie mit den Wirkungen des Geschlechtstriebes identifizierte, von denen sie doch völlig verschieden ist. Die Beziehungen der Verwandtschaft fangen nicht mit dem Wechselverhältnis der Ehegatten an, sondern erst mit dem zwischen Descendenten und Ascendenten. Das Princip der Verwandtschaft war thatsächlich die Gemeinsamkeit der Abstammung und zwar die Gemeinsamkeit des mütterlichen Blutes, da der Vater nicht als Blutsverwandter auftritt. Wie dieses Verhältniß mit dem Geschlechts-

trieb zusammenhängen soll, ist überhaupt nicht ersichtlich. Es ist ein vollständig dauerhaftes, es beruht nicht auf irgend einer Leidenschaft des Menschen, sondern auf Beobachtung der offenkundigen Thatsache gemeinsamer Herkunft. Alle mutterrechtlichen Erscheinungen bieten ein lebendiges Zeugnis für Beobachtung solcher Herkunft. Außerdem bestehen gewisse direkte, nicht zu mißachtende Zeugnisse. Bereits Peschel konstatiert in seiner Völkerkunde, sowohl in Afrika als in Amerika laute die Antwort auf die Frage nach den Ursachen des Mutterrechtes stets: „daß über die Verwandtschaft mit den Schwesterkindern nie ein Zweifel obwalten könne, wohl aber über die auf väterlicher Seite.“ Von den hiefür bestehenden Beispielen führen wir die folgenden als besonders lehrreich an: Bei den Tuaregs Nordafrikas gilt bekanntlich der Grundsatz: „C'est le ventre qui teint l'enfant“. Derselbe kommt in der Standes- und Rangzugehörigkeit des Kindes, sowie in gewissen erbrechtlichen Grundsätzen zum Ausdruck. Einen bestimmten Teil des Erbes erhält der älteste Sohn der ältesten Schwester „um die Vererbung des Blutes, sowie die Erhaltung der Familientradition gegen alle Eventualitäten sicherzustellen“¹. Dies ist um so bemerkenswerter, da die Frauen der Tuaregs sich durch eheliche Treue und Keuschheit auszeichnen. Dennoch ist es unmöglich, selbst in diesem Falle die logische Kraft der angeführten Begründung zu bestreiten.

In noch viel höherem Grade aber gilt das überall, wo die Vaterschaft wirklich unsicher ist. So wird von den nordamerikanischen Creeks berichtet²: „Viele ältere Männer haben oft mit den Frauen gewechselt und verschiedene Kinder gehabt, welche über die Gegend zerstreut und ihnen unbekannt sind. Das Häuptlingtum vererbt in weiblicher Linie, weil es unmöglich wäre, die männliche Abkunft zu verfolgen“³. Einen besonders wichtigen, weil mit Vaterherrschaft verbundenen Fall liefert das

¹ Duveyrier, Les Touaregs du Nord p. 397 cf. p. 339.

² Schoolcraft, Hist. and stat. etc. V 268.

³ Analog die Begründung der Neffenerbfolge auf den Antillen: Peschel, Zeitalter der Entdeckungen S. 190; sowie bei den Indianern der Hudsonbay: Westermarck 129.

westafrikanische Rechtsgebiet¹. „Die in Grofs-Bassam geltende Erbfolge in der Seitenlinie (auf den Schwestersohn), welche sich bei den Völkerschaften im Innern wiederfindet, beruht auf dem geringen Glauben, den man dort an die Tugend der Frauen hat: „Wir können nicht wissen“, sagen sie, „ob unser Sohn wirklich unser Sohn ist, dagegen ist es weit sicherer, daß der Sohn unserer Schwester, weil er von unserer Mutter abstammt, wirklich unserem Blute entsprossen ist.“ Hier tritt das Bewußtsein einer gewissen Zugehörigkeit des Sohnes zum Hausvater zugleich mit dem klaren Bewußtsein von der Unsicherheit der physischen Vaterzeugung auf. An und für sich bildet die von einem Volk angeführte Erklärung eines seit unvordenklichen Zeiten bestehenden Gewohnheitsrechtes keinerlei Garantie innerer Richtigkeit. Die Erklärungen pflegen meist erst dort hinzuzukommen, wo die Sitte bereits längst bestanden hat, können daher willkürlich und ganz falsch sein. Hier ist aber die gegebene Erklärung derartig plausibel, daß es geradezu mutwillig wäre, sie kurzweg von der Hand zu weisen. Man soll sich eben keine künstlichen Schwierigkeiten schaffen, wo keine wirklichen vorhanden sind.

Starcke hat an Stelle des von ihm verworfenen Principes ein anderes zu setzen versucht, nämlich dasjenige des Lokalverbands. Daneben führt er noch eine Reihe verschiedener Ursachen, ziemlich planlos, gleichsam als Incidentalpunkte seiner Darstellung an, ohne auch nur einen dieser Leitgedanken konsequent durchführen zu können. Die Frage nach der Bedeutung des Lokalverbandes ist aber wichtig genug, um bei ihr etwas ausführlicher zu verweilen.

„Wie sehr aber das Band zwischen Mutter und Kind hervortritt“, sagt Starcke (S. 43), „immer beruht seine Macht auf dem räumlichen Zusammenleben derselben in einer Hütte. Auf die Phantasie hat das Bild dieses Zusammenseins einen gewaltigen Einfluß. Nichts aber deutet darauf hin, daß Vorstellungen eines besonders engen Blutbandes zwischen Mutter und Kindern die Gemüter beherrschen.“

¹ Hécquard, Westafrika S. 47.

So erstaunlich die letztere Behauptung für jeden mit der Ethnologie Vertrauten klingen mag, so wenig ist ihr Zustandekommen unverständlich oder rätselhaft. Es beruht auf einseitiger Überschätzung gewisser wichtiger, aber keineswegs ausschliesslich maßgebender Faktoren. Namentlich entsteht ein Schein von Berechtigung jener Theorie des örtlichen Verbandes, wenn man dieselbe mit den Untersuchungen Morgans und Tylors zusammenhält. Morgan weist mit besonderem Nachdruck auf die in und außer Amerika verbreiteten grossen Sippschaftshäuser hin, welche eine ganze Gruppe von Verwandten im Weiberstamm zu beherbergen pflegen. Tylor kommt in seiner Schrift „über eine Methode, die Entwicklung der Institutionen zu erforschen“, zum Ergebnis, die einfache Thatsache des Wohnens des Ehemannes im Haus der Frau, oder umgekehrt der Frau in dem des Mannes sei bestimmende Ursache der verschiedenen Gebräuche, welche zusammen genommen das Vater- und das Muttersystem ausmachen. Die Einteilung der Völker auf Grund dieser Unterscheidung bildet ihm die vornehmste Grundlage der entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen über ältestes Familienrecht. Nun ist offenbar die Übersiedelung des Mannes oder der Frau ins Heim des anderen Gatten ein Ortswechsel und ihr Wohnen daselbst eine Ortsbeziehung, so daß naturgemäss der Lokalverband als entscheidendes Motiv in den Vordergrund zu rücken scheint. Das Haus der Schwiegermutter bildet den matriarchalen Verband, in welchem der Mann gleichsam vollständig aufgeht. Alle Kinder der zum Hause gehörigen Frauen sind familienzugehörig. Man muß hierbei nicht notwendig an die grossen Gemeinhäuser denken. Diese kommen als relativ bedeutende architektonische Leistung erst auf einer Kulturstufe zuwege, welche bereits vorher mutterrechtliche Bildungen entwickelt zu haben pflegt. Niedriger stehende Wilde bewohnen überall kleine einfache Hütten, welche höchstens einige Personen zu beherbergen vermögen. Die grossen Gemeinhäuser pflegen übrigens mitunter nicht von den ganzen Familien, sondern getrennt von den Männern und Frauen bewohnt zu werden¹, für

¹ So nach Kubary auf den Mortlockinseln. Ausland 1880 S. 524 ff.

ihre Entstehung mag das Bedürfnis der Verteidigung maßgebend gewesen sein. Bei strengem Zusammenhalten der Sippschaft bildet aber das Dorf einen jenen Gemeinhäusern vollkommen gleichwertigen Lokalverband. Innerhalb des Dorfes befindet sich dann eine größere oder geringere Zahl von Hütten, als deren Herrin eine Frau auftritt. Um sie herum gruppieren sich ihre Kinder, sowie die Ehemänner der Töchter, welche zumeist die nämliche Hütte bewohnen oder eine eigene, doch im selben Dorfe errichten. Dieses Übersiedeln des Mannes nach der Sippschaft der Frau ist zwar selbst bei herrschendem Mutterrecht nicht überall üblich, doch ist neuerdings Tylor der Nachweis gelungen, daß die australischen Stämme, welche gegenwärtig zugleich mutterrechtlich und patriarchal sind und die Frauen stets ins Haus des Mannes hinübernehmen, ehemals wahrscheinlich jener Sitte gleichfalls huldigten¹.

So könnte denn leicht der Schein entstehen, als ob das Mutterrecht wirklich auf den Ortsverband zurückzuführen wäre. Gehen wir aber etwas tiefer, so überzeugen wir uns leicht, daß der letztere hier nur von sekundärer Bedeutung war. Kinder gehören nicht deshalb zusammen, weil sie einem Haus entspringen, sondern deshalb, weil sie eines Mutterblutes sind. Die im selben Haus von einem nicht zur Sippschaft gehörigen Weib Geborenen gehören nicht zur Sippschaft, obwohl sie im Haus geboren sind; hingegen gehören unbedingt zur Sippschaft alle wo immer außerhalb des Lokalverbandes Geborenen, soferne ihre Mutter sippschaftszugehörig ist. Sie sind sich überall bewußt, von einer gemeinsamen Stammutter zu entspringen; wo das historische Gedächtnis verwischt ist, wird eine Stammutter fingiert, um die Gemeinsamkeit des Blutes zu betonen. Die Verwandtschaftsnamen, sowohl die individuellen als die klassifikatorischen, bezeichnen stets Beziehungen des Blutes und Unterschiede, welche durch den bloßen Lokalverband nicht gegeben werden.

Die Mutterfamilie deckt sich ferner nirgends mit den im selben Haus Zusammenwohnenden. Wer ins Haus eintritt, wird

¹ Tylor, „On a method“ etc. p. 250.

dadurch nicht zum Familienmitglied; wer dasselbe verläßt, hört dadurch nicht auf es zu sein. So konnte denn Powell sagen, die indianische Hüttengenossenschaft sei keine organische Einheit, weil Mann und Frau verschiedenen gentes angehören¹. Die Ehemänner, welche in das Haus der Schwiegereltern ziehen, behalten doch alle Rechte in ihren eigenen gentes; die Ehehindernisse, das Erbrecht, die Familienzugehörigkeit überhaupt, Rechte und Pflichten gegenüber den Schwesterkindern werden nach dem Princip der Blutsverwandtschaft bestimmt, obgleich der Mann sich örtlich von der Muttersippschaft getrennt hat. Schliesslich wird auch dort, wo die Männer ihre Frauen nach ihrem eigenen Stamm hinüberzunehmen beginnen, das Mutterrecht dadurch zunächst gar nicht beeinflusst², so bei den nördlichen Nairs, wo die Weiber als Geliebte zu den Männern gehen und ihnen sehr treu sind, aber mit der Wirtschaft nichts zu thun haben, so lange die Mutter des Mannes lebt. Zu jeder Zeit, wenn es letzterem beliebt, kann er sie fortschicken, und wenn er stirbt, kehren sie mit ihren Kindern zum Bruder zurück, dessen Haus sie vorstehen und von dem sie erben. Also nicht bloß die Entstehung, sondern auch die Fortdauer des Mutterrechts erweist sich unabhängig vom örtlichen Verbande. Als weiterer Beleg hiefür mag der typische Fall der Mortlock-insulaner dienen. Kuby berichtet³: „der Mortlocker betrachtet jeden Menschen für seinen Verwandten, wenn dessen Mutter vom selben (mütterlichen) Blut war wie seine eigene. Zu einem Stamm gehören Individuen beiderlei Geschlechts, die ihre Abkunft traditionell von einer und derselben Frau herleiten. Frauen und Männer desselben Stammes leben auf das strengste geschieden. Ein Geschwisterpaar schläft nie im selben Haus. Die Männer schlafen mit dem Häuptling zusammen in großen Häusern, welche die Frauen des Stammes nicht betreten

¹ Smithsonian Contributions. Bur. of Ethnol. I (1881) p. 59.

² Starcke 92. Vgl. auch das. über die Bantar Tulavas u. S. 93 über die Sklaven von Malayala. Hier wohnt das in der Sklaverei befindliche Ehepaar beim Herrn des Vaters, die Kinder, bis auf den ältesten Sohn, gehören aber dem Herrn der Mutter und ziehen in dessen Haus.

³ Ausland 1880 S. 524 ff.

dürfen. Sie müssen sich ihre Ehefrauen und Geliebten außerhalb des Stammes suchen, sind daher fast immer von ihrer Heimat abwesend Bricht ein Krieg aus, so pflegen sich in beiden Heeren Verwandte zu befinden: zwei einander gegenüberstehende Krieger werden sich aber nichts zu leide thun, sobald sie sich als Verwandte erkannt haben.“ — Das Band des Blutes erweist sich also hier mächtiger als die örtliche und politische Verbindung. Andererseits treten bei den mutterrechtlichen Australiern Vater und Sohn einander als Feinde gegenüber, da sie verschiedenen Sippschaften angehören, wiewohl der Sohn in der Hütte seines Vaters geboren und aufgewachsen ist.

Der Ortsverband übt sicherlich einen tiefgehenden Einfluß, reicht aber nirgends so weit als das Princip der Blutsverwandtschaft. Weder die Schutz- und Rachepflicht, noch das Erbrecht, noch die Übertragung des Familientotems oder Namens sind in irgend welcher Weise abhängig vom Lokalverband¹. Freilich ist bei jeder Familienverfassung ohne Unterschied ein Zusammenbleiben der Kinder mit der Mutter wenigstens bis zu einem gewissen Alter durch die Natur geboten, ein Verhältnis, das durch die natürliche Trägheit aller menschlichen Verhältnisse leicht über diesen Zeitpunkt hinaus ausgedehnt wird. Allein für Entstehung des Mutterrechtes ist dies nur insoferne von Belang, als es dazu beitragen konnte, das Bewußtsein gemeinsamer Abkunft unter Geschwistern zu zeitigen.

Auch Westermarck äußert gewichtige Zweifel gegen die Bedeutung des Ortsverbandes². Es wäre in solchem Fall nicht abzusehen, bemerkt er sehr richtig, weshalb nicht die Kinder dem Vater folgen sollten, nachdem sie im selben Haus geboren wurden, in welchem er lebte. Angesichts dieses Arguments hat Westermarck eine Inkonsequenz begangen, indem er sich Starckes schwach begründeter Lehre anschloß. Zugleich wirft

¹ Die von Starcke S. 38 als Beleg citierte Erbordnung der Irokesen ist eher gegen seine Theorie zu verwerten. Denn nach Starckes Princip müßten die Kinder nach ihrem Vater erben, der im Hause wohnt, nicht nach ihrem Mutterbruder, der zu seinem Weib in ein anderes Dorf übersiedelt.

² S. 134 f.

aber dieses Argument ein gewisses Licht auf die Entstehungsgeschichte des Mutterrechtes. Die bloße Thatsache der Geburt in einem Hause, in dem beide Eltern wohnen, ist weder für die mutterrechtliche noch für die agnatische Familienordnung von Belang. Aber das kräftige Zusammenhalten der durch Mutterblut Verbundenen, auch wenn sie — wie die erwachsenen Männer gewöhnlich — den Ortsverband bereits verlassen haben, konnte schliesslich dahin führen, daß der von Natur Stärkere, der Mann, vielfach seiner schwächeren Genossin nachgesetzt wurde. Auf diese Weise erklärt sich das Emporkommen des Matriarchats. Dasselbe ist, historisch genommen, eine Folge der mutterrechtlichen Blutsverwandtschaft, während umgekehrt die agnatische Blutsverwandtschaft eine Folge des historisch älteren Patriarchats ist. Auch jenes örtliche Zusammenleben zur Zeit des Mutterrechts ist offenbar nicht Ursache, sondern bloß Begleiterscheinung desselben. Man lebt zusammen, weil man verwandt ist, aber man ist nicht verwandt, weil man zusammenlebt. Fügen wir hinzu, daß speciell Starcke mit seinem Lokalverband nicht die Geschlechtsdörfer oder -Häuser der Muttersippschaft meint, wiewohl dies bedeutend plausibler wäre, sondern Einzelhäuschen, welche mitunter bei polygynen Ehen jeder Frau samt ihren Kindern angewiesen werden. Diese Sondernung in kleine Muttergruppen soll den Ausgangspunkt des Mutterrechtes gebildet haben. Die Haltlosigkeit auch dieser Lehre soll bei Besprechung der Polygamie dargelegt werden.

Was also ist die wirkliche Bedeutung des Lokalverbandes und inwiefern verdient derselbe wissenschaftliche Beachtung? Hier dürfte, wie in so vielen anderen Fällen, die grundlegende Unterscheidung zwischen Verwandtschaft und Gewalt sich fruchtbar erweisen. Die Verwandtschaft fällt mit dem Lokalverband allerdings nicht zusammen, auch für ihren Ursprung ist er irrelevant, aber für die Verhältnisse des Matriarchats und Patriarchats ist die Ortsverbindung von höchster Bedeutung. Der Gewaltverband ist zugleich ein Ortsverband. Die mutterrechtlich organisierten Sippschaftshäuser und -Dörfer sind Matriarchatverbände. Wer einen solchen Verband dauernd verläßt, hört auf, dem überwiegenden Einfluß der Mutter und ihrer Familie zu erliegen.

In noch viel höherem Grade gilt dies aber vom Patriarchat und in weiterer Folge von der agnatischen Verwandtschaft. In diesem Sinne ist nicht, wie Starcke meint, das Mutterrecht, sondern umgekehrt die Vaterverwandtschaft auf die Wurzel der Ortsbeziehung zurückzuführen. Denn während das Matriarchat, die Herrschaft der Familienmutter, sich auf dem Boden eines älteren Mutterrechtes entwickelt hat und nirgends ohne das letztere auftritt, ist die Agnation, die eigentliche Blutsverwandtschaft durch Väter aus einer weit älteren Vaterherrschaft entsprossen. Sofern nun der Ortsverband dem Patriarchat zu Grunde liegt, liegt er in weiterer Folge auch der Agnation zu Grunde. Wie beim Matriarchat, so pflegt auch beim Patriarchat das definitive Verlassen des Hausverbandes zugleich ein Ausscheiden aus dem Gewaltverbände zu bedeuten. Der letztere kann dadurch zugrunde gehen, während die Verwandtschaft dem Ortswechsel zum Trotz aufrecht bleibt. Denn der Inhalt jener Gewalt bringt es mit sich, daß die ihr Unterworfenen einem gewissen örtlich begrenzten Gewaltbereich angehören müssen. Aber blutsverwandt brauchen sie nicht notwendig zu sein. Nicht bloß Adoptivkinder, sondern auch Schutzbefohlene verschiedener Art werden hier bereitwillig aufgenommen¹.

„Als Regel entwickelt sich“, wie Bernhöft sich ausdrückt, „eine Form der Hausgemeinschaft, die wir als die patriarchalische bezeichnen können. Ein jeder Hausvater herrscht über Kinder und Sohneskinder, über Frau und Schwiegertöchter und über alle, welche er in seine Familie aufgenommen hatte. Auf die wirkliche Erzeugung vom pater familias kommt ursprünglich für die Familienzugehörigkeit nichts an . . . die Aufnahme illegitimer Kinder oder fremder Personen in die Familie gilt für das Familienhaupt nicht als Nachteil, sondern als Vorteil, da sie

¹ Verschiedene Formen der Adoption symbolisieren allerdings das Abstammungs- und Blutsverwandtschaftsverhältnis, den Geburtsakt u. dgl., andere hingegen die Gewaltergreifung über den Adoptierten. Dem entsprechend variiert auch der Inhalt des auf die Adoption begründeten Verhältnisses. Für die Frage vom Ortsverband hat dieselbe nur sekundäre Bedeutung, da sie ja nie einer Familienverfassung zu Grunde liegen, vielmehr stets nur einer bereits fertigen aufgefropft werden kann.

seine Untergebenen und Mitarbeiter vermehrt“. Bernhöft spricht geradezu vom Hausgemeinschaftsprincip, welches dahinführe, daß die Kinder dem Herren der Mutter unterworfen werden¹.

Starcke bringt, wie oben erwähnt, sein Princip der Ortsgemeinschaft mit der Polygamie in ursächliche Verbindung, wie es scheint hauptsächlich infolge der typischen Bedeutung, welche er der Familienverfassung des afrikanischen Betschuanenvolkes zuzuerkennen geneigt ist. Das Mutterrecht soll sich aus der altertümlicheren Agnation derart entwickelt haben, daß jede Frau samt ihren Kindern eine besondere Hütte bewohnte, oder wie man hinzufügen kann, innerhalb der Hütte einen eigenen Herd erhielt. Ihre Kinder bildeten also eine besondere, von den Kindern anderer Frauen gesonderte Gruppe, was auch im Rechte seinen Ausdruck fand und schließlich zur Entstehung des Mutterrechtes geführt haben soll. Es besteht kein Grund, zu leugnen, daß ein solches Verhältnis particulär unter den verschiedenen Ursachen des Mutterrechtes mitgewirkt haben mag, eine entscheidende Bedeutung ist ihm aber nicht zuzuschreiben, denn die Kinder hängen an ihren Müttern ohne Rücksicht auf besondere Ortsverbände und die Rechtsverhältnisse der Nachkommen verschiedener Mütter könnten sich auch dann verschieden gestalten, wenn alle unterschiedslos dieselbe Hütte bewohnten.

Abgesehen hiervon ist im Auge zu behalten, daß die Polygamie eine universelle, über die ganze Erde — völlig unabhängig von irgend einer Familienorganisation — verbreitete Institution ist, daß neben ihr sowohl die strengste Agnation durch viele Jahrhunderte unerschüttert herrschen kann, wie in der mohamedanischen Welt, als auch das Mutterrecht und alle möglichen Mittelformen. Bei allem sonstigen Wandel bildet die Polygamie ein nahezu konstantes Element, die monogamen Völker bilden seltene Ausnahmen gegenüber der ungeheuren Mehrzahl polygamer Naturvölker. Nicht genug daran, daß eine Entstehung des Mutterrechtes aus vorhandener Vielweiberei nirgends konstatiert oder auch nur wahrscheinlich gemacht wurde, ist vielmehr in

¹ Zeitschr. f. vergl. Rechtswissensch. IX 417 ff.

verschiedenen Fällen ein Übergang vom Mutterrecht zur Agnation bei polygamen Völkern beobachtet worden, so den besten Autoritäten zufolge bei mehreren Indianerstämmen. Auch bei den alten Arabern ist nach den Schriften Robertson Smiths und Wilkens dieselbe Erscheinung sehr wahrscheinlich, trotz des von anderer Seite erhobenen, schlecht begründeten Widerspruchs.

Auch kann die Vielweiberei ihrer grossen Verbreitung ungeachtet einen so tiefen Einfluß auf die Familienverfassung schon deshalb nicht ausgeübt haben, weil sie bei den meisten Völkern nur auf eine Minderzahl älterer, wohlhabender oder angesehener Männer beschränkt zu sein pflegt, während die Verbreitung des Mutterrechts im Volke hiervon ganz unabhängig erscheint¹.

So ist z. B. bei den Australiern die Monogamie — die von Hellwald sogenannte Monogamie der Armut — normal und dürfte dies kaum jemals anders gewesen sein², trotzdem herrscht bei ihnen bekanntlich das Mutterrecht. Ebenso bildet bei den gleichfalls mutterrechtlichen Macusis die Vielweiberei eine seltene Ausnahme³. Überhaupt ist bei den Indianern — auch in Nordamerika, insbesondere nach älteren Nachrichten, das Streben nach Vielweiberei ebenso gering, als das Mutterrecht fest und tief eingewurzelt. So lesen wir über die Huronen, bei ihnen sei die Polygamie niemals gebräuchlich gewesen⁴. Der Vater aber werde nicht als Vater geachtet — die Kinder halten sich an die Mutter — jener bleibe ihnen fremd, wenn er auch die Hausgewalt übe, sobald er einmal eine eigene Hütte begründet habe⁵. Auch die Irokesen lebten monogam bei herrschendem Mutterrecht und häufiger Scheidung⁶. Bei den Selisch wird die Vielweiberei mehr geduldet als gebilligt und soll einigen Stämmen ganz fremd sein⁷. In Florida war,

¹ Vgl. im allgemeinen Westermarck l. c. cap. XX (The form of human marriage) und das daselbst angeführte Material.

² Hellwald, Naturgesch. I 83.

³ Rich. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guyana. Lpz. 1847. I 369.

⁴ Charlevoix V 292.

⁵ a. a. O. V 724.

⁶ Waitz III 109.

⁷ a. a. O. III 342.

Nachrichten des 16. Jahrhunderts zufolge, Vielweiberei nur den Häuptlingen gestattet¹.

Übereinstimmende Nachrichten finden sich über verschiedene andere Völker Nord- und Südamerikas, so daß Theodor Waitz, der große Kenner der Ethnographie, mit vollem Rechte sagen konnte, die Polygamie der Indianer sei zumeist auf die Häuptlinge und berühmten Krieger beschränkt². Den Beweis, den Kautsky durchzuführen versuchte³, daß die Monogamie überhaupt Urform der Ehe sei, halte ich zwar keineswegs für erbringbar, es kommt aber für unsere Frage wenig darauf an. Ebensowenig ist nämlich ein Wahrscheinlichkeitsbeweis herstellbar, daß die Vielweiberei in irgend einer Vergangenheit intensiver geübt wurde, denn gegenwärtig. Das Gesagte genügt, um darzuthun, daß dieselbe als allgemeine Ursache des Mutterrechts durchaus nicht angenommen werden darf. Monogame Völker, wie die Dayaks auf Borneo, sind zugleich mutterrechtlich⁴, anderer-

¹ Charlevoix I 42. Vgl. über die Natchez Waitz III 219.

² Anthropol. III 107. Im einzelnen mögen noch folgende Beispiele als Belege dienen. Bei den Häuptlingen der Chunchus herrscht Bigamie, tapfere Krieger erhalten gleichfalls eine zweite Frau: Bastian, Der Mensch in der Geschichte III 302. Ähnlich im Süden Californiens und in der Gegend von St. Miguel. Bancroft I 388, 410; bei den Micmaks in Akadien, Charlevoix I 194; auf Haïti, Waitz IV 326; ferner in Südamerika bei den Chiquitos, Waitz III 529f.; Patagoniern das. III 503 ff.; Passés am Rio Negro, Martius, Zur Ethnogr. S. 404. — Die Abiponer gestatteten die Vielweiberei, machten jedoch von dieser Erlaubnis selten Gebrauch. Dobritzhofer II 170; ebenso im äußersten Norden die Eskimos. Friedr. Müller, Ethnogr. 1. Aufl. S. 203; in Afrika die Kunama und Beni Amer, Munzinger, Ostafr. Studien S. 326; bei den Hottentotten nur die Häuptlinge, in Polynesien auf den Marschallinseln nur die höheren Stände polygam. Ausland 1880 S. 162. Manche sehr rohe Stämme leben thatsächlich monogam. So die Centralcalifornier nach Bancroft I 388. Vgl. im allgemeinen auch H. Spencer, Sociol. I 655 § 304, 305, sowie Morgan, Urgesellschaft S. 136: „Polygamie ist durch das Herkommen bei den amerikanischen Ureinwohnern allgemein erlaubt, aber infolge der Unfähigkeit der Leute, mehr wie eine Familie zu unterhalten, hat sie nie in einem irgend beträchtlichen Umfange vorgeherrscht.“ Es findet sich also im allgemeinen die Monogamie der Armut.

³ Kosmos VI 201.

⁴ Fr. Müller, Ethn. 314, Peschel, Völkerkunde 243 ff., andere Beispiele s. bei Post, Familie 74.

seits ist gerade in Südamerika, wo die Polygamie weit tiefer ins Volk gedrungen ist als in Nordamerika, das Mutterrecht bekanntlich weniger verbreitet. Wo die Agnation wirklich Wurzel gefaßt und zur herrschenden Institution geworden ist, dort pflegt, sobald ein Kind überhaupt ehelich geboren wurde, die Verschiedenheit der Mütter für seine Rechtsstellung in der Familie ohne Bedeutung zu sein. In Wahrheit sind in solchem Falle polygame Ehen dem Mutterrecht ebensowenig günstig als monogame, wenn nur die Treue der Frauen und die männliche Blutlinie für sichergestellt gelten. Wo beides fehlt, dort kann die monogame Ehe dem Emporkommen des Mutterrechtes nicht im Wege stehen. Entscheidend ist aber der Beweis, daß die Polygamie bei vielen Völkern der Erde nur auf einzelne Individuen oder geringe Bruchteile des Volkes beschränkt war, während das Mutterrecht — wie in Australien und bei den meisten Indianern Nordamerikas — die ganzen Völker gleichmäÙig beherrschte. Auf dem von Starcke angenommenen Wege, analog dem Betschuanentypus, kann das Mutterrecht daher nicht entstanden sein.

Zum Überfluß hat Starcke den weitverbreiteten Fehler begangen, Verwandtschaft und Gewalt des Vaters unterschiedslos durcheinander zu mengen und dadurch in die ganze Erörterung eine recht überflüssige Verwirrung gebracht¹. Um so weniger

¹ Starcke selbst berichtet nämlich S. 61 nach den besten Quellen über die Betschuanen folgendes: „Jeder ist kraft seiner Vaterschaft (?) Herr seiner Kinder. Die Kinder bauen um den Vater her und seine Bedeutung wächst mit ihrer Anzahl, weshalb ihnen gute Behandlung zu Teil wird . . . Der arme Mann baut an der „Kotla“ des Reichen und gilt als sein Kind“ und S. 63: „Der Kreis wirklicher und sogenannter Kinder des Patriarchen ist gar nicht mit unlösbaren Banden verbunden. Die Zusammenschließung trägt das Zeichen der Freiwilligkeit, oft verläßt die Familie ihren eigenen Häuptling und begiebt sich nach einem anderen Dorf. Bisweilen bricht das ganze Dorf auf, den Häuptling allein zurücklassend.“ Es springt in die Augen, daß hier bloß ein Patriarchat im strengen Sinn des Wortes, ein Verhältnis der hausväterlichen Gewalt vorliegt, während Begriffe vom väterlichen Verwandtschaftsverhältnis, soweit dieselben überhaupt existieren sollten, vollkommen in den Hintergrund treten. Das Beispiel ist namentlich deshalb lehrreich, weil daraus hervorgeht, wie enge mitunter gerade das Patriarchat mit dem Ortsverbande Hand in Hand geht.

darf diese Position für die Frage nach der Priorität der Vaterverwandtschaft vor dem Mutterrechte in Betracht gezogen werden.

Als besonders wichtige Ursache des Mutterrechts wird von Spencer, Lippert und Bachofen, dem sich Starcke anschließt, die Stellung des Weibes als Ackerbauerin und selbshafte Herrin des Feldes hervorgehoben. Eine vollkommen ausreichende Begründung dieser Lehre ist insolange nicht möglich, als die Geschichte des Eigentums nicht eingehender als bisher dargestellt wurde.

Von vornherein ist es klar und auch den genannten Gelehrten wohl bewußt, daß der Ackerbau und die Eigentumsordnung an Immobilien eine notwendige Voraussetzung des Mutterrechts nicht bilden können, weil dasselbe auch bei solchen Völkern herrschend ist, welche den Ackerbau überhaupt noch nicht kennen, so namentlich bei den Australiern, so bei den californischen Urvölkern. Daß aber jener Zusammenhang wirklich existiert hat, scheint nach den Ausführungen Spencers und Lipperts sichergestellt zu sein¹. „Es ist die Eigentumsstellung des Weibes“, sagt Starcke², „durch die es ihr immer mehr und mehr sich dem Manne gegenüber zu behaupten gelingt und die bei den Negeren und bei den Bantu des Westens zuletzt das Blut des Kindes von der Mutter Geschlecht abhängig macht, d. h. die Weiberlinie zum Durchbruch bringt.“ Bachofen macht darauf aufmerksam, die Ehe werde als ein Agrarverhältnis aufgefaßt, die ganze eheliche Terminologie sei von den Ackerbauverhältnissen entlehnt. Während der Mann auf ferne Züge gehe, lebe das Weib zu Hause, baue das Feld und wirtschaftete als unbeschränkte Herrin. Letztere Behauptung ist nicht, wie so vieles in Bachofens Schriften, wissenschaftliche Phantasmagorie, vielmehr in vollem Einklang mit den vorhandenen Beobachtungen. Thatsächlich bietet auch das nordamerikanische Rechtsgebiet eine imposante Fülle einschlägiger Belege. Die Frau tritt bei der Mehrzahl der Indianerstämme als Herrin des Feldes und der Hütte auf. Der Mann übt eine gewisse faktische Macht

¹ Gesch. der Familie S. 30 ff.

² S. 71.

über die Seinen, erkennt aber jenes Recht der Frau ohne Widerspruch an. Sache der Männer ist es gewöhnlich, das frisch occupierte Feld zu roden, der bei sehr extensiver Wirtschaft nicht anstrengende Anbau ist zugleich Recht und Pflicht der Frau und sie hat demgemäß bedeutenden Einfluß auf die Verwendung der gewonnenen Frucht¹. Die Entwicklung des Ackerbaues in den Händen der Frau ist, wenn auch nicht unerläßliche Vorbedingung der Verwandtschaft durch Mütter, so doch dem Matriarchat, dem überwiegenden Einfluß der Mutter günstig. In dieser Beziehung hat Hellwald² die richtige Unterscheidung bereits durchgeführt, auf welche es genügt hier zu verweisen. Daß, wie Starcke meint, „die Weiberlinie erst durch das Eigentum zum Durchbruch gekommen sei“, ist durchaus unwahrscheinlich, vielmehr hat sie viel tieferliegende, universellere Ursachen. Aber gekräftigt und gefestigt konnte sie dadurch werden, so daß der in weiblichen Händen befindliche Ackerbau als Symptom des Matriarchats beachtet zu werden verdient. Leider kann trotz aller vorhandenen Vorarbeiten diese Wechselbeziehung zwischen Familienrecht und Eigentum fürs erste nur angedeutet, nicht genauer dargestellt werden und auch hier müssen wir uns mit flüchtigem Hinweis begnügen. Hoffentlich ist aber die Zeit der Aufhellung jener verwickelten Verhältnisse des Ureigentums nicht mehr allzuferne³.

Unter den Entstehungsursachen des Mutterrechts wird des weiteren insbesondere die lange Nährfrist genannt, „durch deren Schule einmal alle Völker gingen“⁴. Dieselbe ist sozusagen eine Ursache zweiter Ordnung, indem sie das Bewußtsein der gemeinsamen Abkunft von einer Mutter — die wesentliche Ursache des Mutterrechtes — zeitigt und in seiner Entwicklung unterstützt. Sie gehört mit zur selben wichtigen Ursachenreihe.

¹ Vgl. Lafiteau II 77 ff. u. Dargun, Entwicklungsgesch. d. Eigentums in Zeitschr. f. vergl. Rechtswissensch. V 34 ff.

² Familie 202 f.

³ Einen Schritt vorwärts bedeuten hier Morgans Untersuchungen in seiner Urgeschichte, welche jedoch gleichfalls weit davon entfernt sind, die Zweifel und Schwierigkeiten endgiltig zu lösen.

⁴ Lippert, Familie 23 f.

„Eben weil die Erfindung des besten Ersatzmittels (der Tiermilch) erst ein spätes Ereignis ist, mußte die lange Nährfrist die Folge üben, daß sich die Kinder mit schon erwachenden Sinnen auch des Bandes bewußt wurden, das sie an die Mutter knüpfte. Die Verbindung mit der Mutter löst sich beim Urmenschen nicht eher, als bis sie von dem schon thätigen Erinnerungsvermögen festgehalten werden konnte. Die Kinder derselben Mutter bildeten in der Urzeit eine Art der Zusammengehörigkeit sich bewußter Gemeinheit um die Mutter und die Töchter hielten an dieser Gemeinschaft noch fest, wenn die Söhne die Liebe oder der Hunger davonführte. Was aber der Liebe folgte, schloß sich wieder an eine solche Gemeinschaft um die Mutter an“¹. Wenn auch gerade die letztgenannte Folge nicht überall eintrat, so ist doch die Darstellung des Zusammenhangs zwischen der langen Nährfrist und dem Mutterrecht unanfechtbar. Zunächst das Geschwisterband und um dieses dann herum die übrigen Verwandtschaftsstufen mußten von diesem physischen natürlichen Verhältnis ihren Ausgangspunkt nehmen².

War einmal die Erkenntnis der Mutterverwandtschaft entstanden, so mußten jene Bedürfnisse, denen das Mutterrecht überall dienstbar gemacht wurde, dessen Befestigung und Ausbildung rasch herbeiführen, namentlich also das Bedürfnis des Schutzes der Kinder dem Vater gegenüber; der Blutrache in einem weiteren, über die eigentliche Hausgenossenschaft hinausgreifenden Verwandtschaftskreis; des Erbrechtes, welches mit der Entwicklung des individuellen Eigentums, mindestens an Mobilien, auf das engste verbunden ist. So entstand in gewaltiger Verbreitung auf der Basis des natürlichen Blutbandes zwischen Mutter und Kind, unter Mitwirkung verschiedener begünstigender Um-

¹ Lippert das.

² Westermarck führt den Einfluß des mütterlichen Namens als Entstehungsgrund des Mutterrechts an. Die Annahme desselben durch das Kind hat aber das Mutterrecht entweder zur Voraussetzung oder sie bildet einen integrierenden Bestandteil und zugleich ein äußeres Symptom desselben.

Die Rücksicht auf den Namen ist an und für sich keineswegs genügend, das Mutterrecht zu erklären, da sie ganz ebenso gut bei herrschendem Vaterrecht zur Geltung zu kommen pflegt.

stände der so merkwürdige, unter dem Namen Mutterrecht begriffene Komplex von Erscheinungen, einfach in seinem Princip, aber mannigfach in seinen Ausgestaltungen, verwachsen mit der ganzen Kultur und mit dem ganzen Gefühls- und Gedankenleben des Menschen, so daß er zwar überdeckt und selbst überwunden, aber in seinen historischen Folgen bis heute nicht vollständig beseitigt werden konnte.

Fassen wir in wenig Worten das Ergebnis zusammen: Hauptursache des Mutterrechts ist das Bewußtsein der Gemeinsamkeit des mütterlichen Blutes im Verein mit der gleichzeitigen Unsicherheit der physischen Vaterschaft. Der Ortsverband der Familie, sowie die Polygamie dürfen den wesentlichen Ursachen des Mutterrechts nicht beigezählt werden. Der aufkeimende, den Händen der Weiber überlassene Ackerbau, welcher mit individuellem Eigentum der Frau am urbar gemachten Boden Hand in Hand zu gehen pflegt, ist zwar gleichfalls keine notwendige Vorbedingung des Mutterrechtes, trägt aber entschieden zu seiner Entwicklung, sowie zur Erzeugung matriarchaler Erscheinungen bei. Die Bedürfnisse, welche nur durch Bestehen eines Verwandtschaftsverbandes befriedigt werden können, drängen in primitiven Verhältnissen übermächtig zur Mutterverwandtschaft, weil die Vaterwandtschaft ihrer thatsächlichen Unsicherheit wegen ohne rechtliche Bedeutung war.

Viertes Kapitel.

Entstehung und Bedeutung des Matriarchats.

Wechselbeziehung zwischen Verwandtschaft und Gewalt. Aufkommen einer Gewalt der Mutter und ihrer Verwandten. Die Mutter als Herrin der Familie. Erklärung des Widerspruchs zwischen der rechtlichen Bevorzugung und der weitverbreiteten schlechten Behandlung der Weiber. Einfluß und Schutz der Verwandten der Frau und entsprechende Beschränkung des Mannes. Über den Bruder und Mutterbruder des Weibes. Symptomatische Bedeutung ihrer Schutzrechte für Bestehen des Mutterrechtes. Der Mutterbruder und die Schwesterkinder im Gegensatz zum Hausvater.

Zwischen den Verhältnissen der Gewalt und denen der Verwandtschaft besteht eine notwendige Wechselbeziehung, indem die Verwandtschaft dahin strebt, ein Gewaltverhältnis zu erzeugen, während umgekehrt das einmal entwickelte Gewaltverhältnis, wo es nicht bereits mit einem Verwandtschaftsverhältnis zusammenfällt, die energische Tendenz aufweist, ein korrespondierendes Verwandtschaftssystem zur Anerkennung, ja zur ausschließlichen Herrschaft zu bringen¹.

Es ergibt sich daraus, daß überall, wo sich der alte Vater-

¹ Vgl. Bernhöft, Zeitschr. VIII 24 und die daselbst angeführte Stelle aus Maine, Lectures, welches in deutscher Übersetzung lautet: „Das Verwandtschaftsband, welches die Gemeinschaften zusammenhält, zeigt das Bestreben, mit der Unterwerfung unter eine gemeinsame Autorität identifiziert zu werden. Die Begriffe der Gewalt und der Verwandtschaft vermengen sich, decken sich jedoch in keiner Weise.“

schutz neben dem Mutterrecht erhalten hat, das letztere mit dem entgegengesetzten Verwandtschaftssystem zu ringen hat, während umgekehrt die Väter ihre Hausgewalt fortwährend durch die Spillmagen ihrer Kinder angegriffen sehen und nicht selten aus ihrer Schutz- und Herrschaftsstellung vollkommen verdrängt werden. Die diesbezüglichen Verhältnisse befinden sich demgemäß in immerwährender Bewegung, sie verschieben sich allmählich, aber unaufhörlich und nur in wenigen Fällen finden sich die streitenden Principien in voller Reinheit, unbeeinträchtigt von den ununterbrochen wirksamen feindlichen Gewalten. Der Vatergewalt wird es selbst dort nicht an wirksamen Angriffsmitteln fehlen, wo sowohl das Mutterrecht als die Mutterherrschaft entwickelt sind, weil, wie bereits dargethan, die Thatsache der physischen Vaterschaft überall bekannt ist, wenn ihr auch nicht notwendig die Kraft innewohnt, ein System agnatischer Verwandtschaft zur Geltung zu bringen. Um so eifriger werden die Väter trachten, der letzteren zum Sieg zu verhelfen, wo ihnen die Fülle der Familiengewalt zu Gebote steht. Andererseits wirken zu Gunsten des Mutterrechtes die mächtigen, im vorigen Abschnitt besprochenen Faktoren, so daß schließlich die tatsächlichen Kompromisse und Mischverhältnisse zu Stande kommen, welche das klare Verständnis der primitiven Familienverfassung so außerordentlich schwierig machen.

Das am weitesten verbreitete, der natürlichen Begabung der Geschlechter scheinbar am meisten entsprechende Verhältnis der Hausgewalt des Vaters kann sich mitunter geradezu umkehren. Das Mutterrecht verzehrt vollständig, was immer von väterlicher Autorität vorhanden sein mochte, die Gewalt konzentriert sich in der Hand der Mutter oder ihrer Verwandten, während der Vater eine untergeordnete Rolle spielt, welche entweder nur als eine Art Dienstverhältnis aufgefaßt wird, ohne jede rechtliche Verwandtschaft mit den Kindern, oder als bloße Verwandtschaft ohne jede Gewalt.

Entwickelt sich aber durch Wandlungen und Einflüsse verschiedener Art das strenge Patriarchat, so tritt dasselbe anfänglich dem Blutband durch Väter gegenüber als überwiegendes und entscheidendes Moment hervor. Während die Mutterver-

wandtschaft dadurch zunächst wenig beeinträchtigt wird und neben der Vatergewalt weiterbesteht, tritt die Vaterverwandtschaft neben dem patriarchalen Gewaltverhältnis vollständig in den Hintergrund. Die Zeugung pflegt dann als untergeordneter Faktor angesehen zu werden und ist für die Vaterschaft durchaus nicht wesentlich, hingegen bleibt als einzige wirkliche Blutsverwandtschaft das alte Mutterrecht erhalten.

Im gegenwärtigen Abschnitt wollen wir die Eigentümlichkeiten der matriarchalen Erscheinungen zu schildern versuchen, im folgenden auf die der patriarchalen Rechtsordnung übergehen.

„Die Frau hat ursprünglich keine Rechte“ — (scil. bei bestehender Hausgewalt des Mannes) — sagt einer der hervorragendsten Vertreter der sociologischen Rechtswissenschaft¹. Für die in Dunkelheit gehüllte Vorzeit des Mutterrechts ist die Wahrscheinlichkeit dieses Satzes nicht zu bestreiten, mit dem Emporkommen des letzteren gewinnt aber die rechtliche Stellung der Mutter und ihrer Verwandten an Gehalt und Bedeutung. Eine politische Herrschaft der Frau — eine Gynäkokratie im Sinne Bachofens hat wie Hellwald feststellt, nirgends stattgefunden². Die politische Machtstellung ist nämlich in engstem Zusammenhang mit der kriegerischen Thätigkeit, welche den Weibern durch ihre relative Schwäche überall verwehrt bleibt. Die zahlreichen Fälle weiblichen Häuptlingtums bedeuten nur einen größeren oder geringeren Anteil der Weiber an der politischen Macht, aber nirgends eine ausschließliche Herrschaft derselben. Aber auch diese Fälle stellen sich der Gesamtentwicklung gegenüber als Ausnahmen dar³. Bemerkens-

¹ Bernhöft, Zeitschr. IX 423.

² Familie 214 ff.

³ Über die Indianer im allgem. Morgan, Urgesellsch. passim, ferner Post, Grundlagen S. 162 ff. Vgl. insbes. über die Huronen Charlevoix V 394: Bei Aussterben der in weiblicher Linie fortgepflanzten Häuptlingsfamilie, ernannte die älteste Matrone das Stammes denjenigen, der ihr am würdigsten schien zum Häuptling. Großen Einfluß üben die Mütter von Häuptlingen auf die Regierung, s. Post, Bausteine II 149. Über den Einfluß der Weiber in den Ratsversammlungen der Alfoeren von Minahasa: Wilken, Over de Verwantschap p. 37. Bei den Aschanti vertritt die Hauptfrau den

wert ist, daß eine einflußreiche politische Stellung der Frau allgemein mit Mutterrecht zusammenfällt, so daß man berechtigt ist, sie als Ausläufer desselben anzusehen. Sie findet sich bei verschiedenen Indianerstämmen, mehrfach in Afrika und Polynesien, vereinzelt in Asien und Australien.

Ein interessantes Beispiel der socialen Ehrenstellung der Frau infolge des Mutterrechts bietet das von K u b a r y so gewissenhaft dargestellte Gewohnheitsrecht der M o r t l o c k i n s e l n : „Je mehr Frauen zu einem Stamme gehören, desto mehr Heiraten und Nachkommenschaft, desto größer demnach die Wahrscheinlichkeit seines sicheren Bestehens. Hieraus resultiert die bevorzugte Stellung der Frau, welche ihren Ausdruck darin findet, daß die älteste Frau des Stammes als dessen sociales Haupt angesehen und mit besonderer Achtung behandelt wird. Die älteste Frau des Stammes heißt überall, ebenso wie das älteste (männliche), politische Haupt desselben „Häuptling“. Auf den P a l a u s stehen der ältesten Frau der Familie, der Königin

Häuptling während seiner Abwesenheit im Krieg, die Mutter des Königs regiert während seiner Minderjährigkeit, bleibt auch später sein wichtigster Rat und verwaltet den königlichen Schatz, bis sie glaubt, ihr Sohn habe genügende Proben von Weisheit abgelegt. Die Königinmutter und die Mutterschwester des Königs erteilen wichtige Audienzen. Gros-Bonnat „Chez les Achantis.“ Paris 1884 S. 143, 206, 238. Guaycurukrieger huldigen der Mutter des neugewählten Häuptlings. Martius, Zur Ethnographie Amerikas S. 68; Außerordentliche Privilegien der adeligen Frauen bei den Natchez Charlevoix VI 182. Verschiedene Beispiele finden sich ferner bei Starcke S. 70 ff. Vgl. auch Bernhöft, Zeitschr. VIII S. 5, wo ein Vorrang des weiblichen Geschlechtes als mit dem Mutterrecht ursprünglich verbunden angenommen, die spätere Beschränkung als Ergebnis einer Entwicklung erklärt wird, sowie Bernhöft, Zeitschr. IX 432 Note, wo, jedenfalls richtiger, schlechtweg erklärt wird: „An sich ist Mutterrecht und Gynäiokratie nicht notwendig miteinander verbunden.“ Es giebt Völker, welche trotz geltenden Mutterrechts die Frauen für erbunfähig erklären (Waitz III 106, vgl. aber das. 124, 127). Man darf dies jedoch nicht als Regel erklären. Vielmehr kommt Verbindung mutterrechtlicher und gynäkokratischer Tendenzen, die übrigens doch an sich nahe liegt, häufig vor; z. B. auf den Marianen (Waitz l. c. VI 97) bei den Koluschen (das. 327) und Wyandot (Kohler, Zeitschr. VI 328) auch Bernhöft a. a. O. 431, wo die erbrechtliche Bevorzugung der Frauen als Zeichen einer gynäkokratischen Strömung gedeutet wird.

der Frauen, eine Anzahl Frauenhäuptlinge zur Seite, welche . . . von großem Einfluß auf die Gesellschaft sind. Bei den Stämmen auf P o n a p e ist es ebenso . . . In Gegenwart eines Stammesverwandten darf man von einer Frau seines Stammes nur Gutes sprechen. Jede Anzüglichkeit ist eine tödliche Beleidigung. Der Vater, welcher seine Tochter unsittlich fand, darf der Mutter darüber keine Vorstellungen machen, weil Mutter und Tochter eines Stammes sind — eine Mutter wird nie die Autorität des Vaters gegen die Tochter anrufen“¹.

„Alle Kinder der Mutter galten daselbst als rechtmäßig, der Mann war untergeordnet. Die Ehe dauerte so lange als beide Gatten wollten, bei der Scheidung fielen die Kinder und alles Vermögen an die Frau allein. Die Kinder aus einer aufgelösten ersten Ehe betrachteten den etwaigen zweiten Mann der Mutter als ihren Vater. Starb der Mann, so blieb alles Vermögen der Witwe, starb die Frau, so beerbten sie ihre Kinder und Verwandten, nie der Mann. Der Mann stand für die Fehler der Frau ein, für die er auch Strafe litt. Auch sonst hatten die Weiber großen Einfluß, sie konnten in den Versammlungen reden und man hörte auf sie, sie konnten Grundbesitz haben — und baten sie einen Mann ihrer Verwandtschaft um was immer, so erhielten sie es unweigerlich und ohne Zorn“².

Hier liegt ein typisches Ineinandergreifen von familienrechtlichen, socialen und politischen Vorrechten der Frau vor. Dasselbe ist belehrend als Bild des konsequent und unbehindert durchgeführten Mutterrechtes, belehrend vor allem des Zusammenhangs wegen, der zwischen dem letzteren und verschiedenen socialen Erscheinungen besteht. Ein Zusammentreffen aller dieser Momente zu Gunsten der Frau gehört wohl zu den größten Seltenheiten, insbesondere bezüglich der socialen Stellung im allgemeinen, sowie des bedeutenden politischen Einflusses. Doch hatte sich bei einigen Indianerstämmen das Mutterrecht gleichfalls zu matriarchaler Kraft gesteigert, wie dies unter

¹ Ausland 1880 S. 525, 527.

² Waitz V 2. Abt. S. 107.

andern aus einem vortrefflichen, neuerdings von H. Morgan beigebrachten Berichte hervorgeht¹.

Überall wo der Schwiegersohn in das Haus seiner Schwiegermutter übersiedelt, bildet diese den eigentlichen Kern der Familie. Diese Fälle sind aber bekanntlich so zahlreich, daß man sie geradezu zum Kennzeichen des Mutterrechtes hat stempeln wollen. Bei den Indianern Nordamerikas, bei den Malayen, bei den Nairs und andern Urvölkern Indiens, bei zahlreichen Völkern Afrikas finden sich Beispiele im Überfluß². Das Ansehen der Mutter gegenüber den Kindern pflegt bei herrschendem Mutterrecht ein außerordentliches zu sein, namentlich dasjenige des Vaters weitaus zu überragen. Der Unterschied in der Behandlung der beiden Eltern ist hier ganz besonders zu betonen. Ein hochangesehener Civilist findet es besonders verkehrt, wenn auf die hohe Achtung hingewiesen wird, welche die Mutter bei irgend einem Volke genießt. Diese bei jedem, nicht gänzlich entarteten Menschenstamme selbstverständliche Erscheinung habe mit Matriarchat und Gynäkokratie gar

¹ Über die Senekairokesen meldet ein zuverlässiger Zeuge: „Zu der Zeit, wo sie noch die alten Langhäuser bewohnten, herrschte dort wahrscheinlich immer ein Clan vor, wobei jedoch die Frauen ihre Männer aus den anderen Clans nahmen. Gewöhnlich beherrschten die Weiber das Haus und hielten dabei zweifellos fest zusammen. Die Vorräte waren gemeinsam; wehe aber dem unglücklichen Ehemann oder Liebhaber, der zu träge oder zu ungeschickt war, seinen Teil zum gemeinsamen Vorrat beizutragen. Einerlei wie viel Kinder oder wie viel Besitztum er im Hause hatte, jeden Augenblick konnte er des Befehls gewärtig sein, sein Bündel zu schnüren und sich zu trollen und es war nicht geraten, sich solcher Weisung zu widersetzen. Das Haus wurde ihm zu heiß gemacht und wenn nicht irgend eine Tante oder Großmutter sich seiner annahm, blieb ihm nichts übrig, als zu seinem eigenen Clan zurückzukehren, oder aber, was oft geschah, zu gehen und eine neue Ehe in einem andern Clan aufzusuchen. Die Weiber waren die große Macht in den Clans und auch sonst überall. Sie trugen keine Bedenken, wenn die Umstände es erforderten, einem Häuptling „die Hörner abzuschlagen“, wie der technische Ausdruck lautete und ihn zum gemeinen Krieger zu degradieren. Auch die Ernennung der Häuptlinge lag stets in ihrer Hand.“ Morgan, Urgesellsch. S. 385 Note.

² Über die Bedeutung der Übersiedelung des Mannes in das Stammhaus der Frau und über die Anzahl der bekannt gewordenen Fälle Tylor in der mehrfach citierten Abhandlung „On a method etc.“

nichts zu thun. Auch streng patriarchalisch lebende Völker respektieren das Gebot „Ehre Vater und Mutter“! Und noch eines: die katholische Kirche gebe in ihrem Satze „taceat mulier in ecclesia“ keine Hinneigung zur Frauenherrschaft zu erkennen, und doch habe sie das Muttertum mit dem hellsten Glanze religiöser und poetischer Verklärung umgeben¹. Die Völkerkunde versieht uns nun allerdings mit Beispielen von Entfremdung zwischen Mutter und Kindern, insbesondere zwischen Mutter und Sohn², sowie mit einigen merkwürdigen Fällen der vollständigen Absorption der Blutsverwandtschaft zwischen Mutter und Kind durch die Hausfrauengewalt, Regel bildet jedoch die Fortdauer der natürlichen Anhänglichkeit. Dieselbe wird demgemäß als Beweis bestehenden Mutterrechtes schwerlich von irgend einem der maßgebenden Forscher angesehen, wenn auch die Meinung nicht selten und durchaus nicht von vornherein zurückzuweisen ist, daß auch die (über die ersten Lebensjahre hinausreichende) Anhänglichkeit zwischen Mutter und Kind ihre Geschichte hat und in irgend einer Vorzeit kommunistische Verhältnisse existierten, das Kind demgemäß Hordenkind war u. s. w. Was aber in Wirklichkeit Symptom des Mutterrechtes ist und mit vollem Recht als Rudiment desselben hervorgehoben wird, das ist die sichtliche Bevorzugung der Mutter vor dem Vater, die Ignorierung oder Zurücksetzung desselben, wo er nach den Begriffen der agnatischen, der patriarchalen, ja der im modernen Recht herrschenden Elternfamilie an erster Stelle genannt werden sollte. Das Verhältnis zwischen Mutter und Kind wird in diesem Sinne und nur in diesem Sinne, methodologisch ganz korrekt, als Beweis

¹ Franz Hofmann, Verwandtschaft und Familie § 14. Die Rechtsgeschichte, fährt der Verfasser fort, „solle auf dem soliden Boden wohlbeglaubigter Thatsachen bleiben und prähistorische Hypothesen auf sich beruhen lassen“. Bei einer Hypothese kommt es aber nicht sowohl darauf an, ob sie prähistorisch ist oder nicht, als darauf, ob sie wissenschaftlich berechtigt und haltbar ist oder nicht. Ein derartiges principiellcs Zurückweisen geht stets nur von solchen Gelehrten aus, welche sich mit der sociologischen Rechtswissenschaft nicht eingehend beschäftigt haben, daher auch am wenigsten kompetent sind, sie zu verurteilen.

² Hellwald, Familie 168.

des Mutterrechts, des Matriarchats, der Gynäkokratie je nach der Lage der Dinge geltend gemacht.

Am kennzeichnendsten hierfür sind die Rechtsverhältnisse der Indianer Nordamerikas, gerade deshalb, weil der Vater bei verschiedenen indianischen Stämmen eine einflußreiche Stellung einnimmt. Charlevoix berichtet über sie folgendes¹: „Die Kinder gehören nur der Mutter und erkennen nur diese an. Der Vater steht ihnen immer als Fremder gegenüber, doch so, daß er, wenn auch nicht als Vater angesehen, doch als Herr der Hütte geachtet wird². Wie sehr die Mutter einziger Mittelpunkt der Familie war, geht ferner aus folgenden, den Institutionen der Mortlock (Marianen)-Inseln streng analogen Gewohnheiten hervor: „Haben die Verwandten des ersten Mannes niemand seiner Witwe zum Gatten zu geben, so kommt sie doch nicht in Verlegenheit, wenn sie Söhne hat, die alt genug sind um sie zu erhalten. Will sie wieder heiraten, so kann sie wählen und der, den sie ehelicht, wird Vater der Kinder, welche sie gehabt hat. Er tritt in alle Rechte und Pflichten des ersten Gatten ein“³. Der Vater kümmert sich wenig um seine Kinder, im Falle der Scheidung trägt er für sie weder Sorge noch Verantwortlichkeit und besucht sie nicht einmal, wenn sie krank sind, daher sein Tod sehr wenig betrauert wird. Die Mutter erzieht und erhält die Kinder und hat die vollständige Gewalt über sie, bis sie sich selbst erhalten können⁴. Dies gilt selbst dort, wo — wie dies in neuerer Zeit bei den Creeks der Fall ist — Weib und Kinder in der Hütte des Ehemanns wohnen. Nach Lafiteau's Bericht war es jedoch Regel, daß die Ehegatten der mütterlichen Hütte des Weibes angehörten, wenn auch schon damals die spätere Gründung einer eigenen Hütte nicht getadelt wurde. Die Hütte der Frau gewinnt durch das Recht auf die Jagdbeute ihres Mannes. Man sucht also die

¹ V 724.

² Vgl. Lafiteau I 559, sowie Morgan, Urgesellsch. I. T. Kap. 3, II. T. Kap. 2 und passim.

³ Charlevoix VI 112.

⁴ Schoolcraft, Hist. and Stat. inform. V 655, V 268 über Oregonvölker und Creeks.

Mädchen baldmöglichst zu verheiraten: die Frauen erhalten die Familie, die sich nur durch die Zahl ihrer Kinder verstärkt¹. Demgemäfs wird die Adoption in gens und Familie durch die Mutter vorgenommen — mit der vollen Rechtswirkung der wirklichen Geburt². Die Frau mit den Symbolen des Ackerbaues, dem Maisstengel und der Hacke in der Hand, gilt zugleich als geheiligtes Zeichen des Friedens³. Um sie herum bilden sich Familie, gens und Stamm, durch sie wird die Nationalität fortgepflanzt und erhalten⁴, durch sie gehen Gewaltverhältnisse und Vermögen von einer Generation auf die andere über. Um sie scharen sich die Kinder und vergessen diese Verbindung auch dann nicht, wenn sie eigene Hütten gegründet haben. In andern Rechtsgebieten wiederholen sich diese Erscheinungen in gröfserer oder geringerer Ausdehnung. Bei verschiedenen Negervölkern wirbt z. B. die Mutter des Freiers um das Mädchen bei deren Mutter, erhält die Mutter des Mädchens den Brautpreis u. dgl.⁵. In einigen vereinzelt Fällen und zwar durchaus nicht nur bei entarteten, tief gesunkenen Völkern, hat das Princip der Mutterherrschaft dasjenige des natürlichen Blutbandes zwischen Mutter und Kind überwuchert und dahin geführt, dafs nicht die Geburt sondern die Hausgewalt der Familienmutter für die Familienzugehörigkeit der Kinder maßgebend ist. Das Weib wird dann unter Umständen als Mutter eines von einem andern Weib geborenen Kindes angesehen.

So ist den Chinesen die Ehe nur mit einem Weib gestattet, sie können aber Nebenfrauen haben, welche um geringe

¹ Lafiteau I 562, 577. Das. über die Verpflichtung des Weibes, die Mitglieder der Mutterhütte ihres Ehemanns bei der Feldarbeit zu unterstützen, ihr Feuer unterhalten zu helfen und hierzu in bestimmten Zeiten Holz zu tragen. — Übereinstimmend lauten die Berichte Powells über die Wyandotts, welche einen glänzenden Beweis für Lafiteaus Zuverlässigkeit bilden. *Smithson. Inst. Bur. of Ethn.* I (1881) p. 63.

² Lafiteau I 558, über die Irokesen. Die bei den nordamerikanischen Völkern übliche Aufnahme Kriegsgefangener in den Stamm mittelst Adoption durch die Weiber, findet sich auch bei den Guaycurus. Waitz III 472.

³ Lippert, Familie 65 f.

⁴ Azara, Voyages II 107.

⁵ Hovélacque, *Les Nègres* S. 16, 150.

Summen gekauft werden. Alle mit diesen erzeugten Kinder betrachten die rechtmäßige Frau als ihre Mutter und behandeln ihre Erzeugerin mit Verachtung. Auch bei den Hebräern scheint dem alten Testament zufolge Kindern von Keksweibern eine ähnliche Stellung der Hausmutter gegenüber zuerkannt worden zu sein¹. Ebenso wird bei den Negern der Goldküste Bräuten höheren Standes von ihren Familien ein Sklavenmädchen zur Bedienung ins Haus des Mannes mitgegeben. „Diese Sklavin wird in vielen Fällen des Mannes Konkubine und wenn ihre Herrin keine Kinder bekommt, so betrachtet sie die Bankarte ihrer Magd gleichwie ihre Kinder“².

Diese Beispiele gehören in das Gebiet nicht sowohl der Mutterverwandtschaft als der Mutterherrschaft und sind dem vielverbreiteten Recht des Patriarchats streng analog, welches die Haus- und Familienzugehörigkeit vom Gewaltverband, anstatt von der Vaterzeugung abhängig macht. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß diese Anomalien sekundäre, auf dem Boden des bereits entwickelten Patriarchats emporgesprossene Bildungen sind, wenigstens in China und bei den Hebräern. Sie nähern sich ihrem Inhalt nach der bei amerikanischen Völkern verbreiteten Adoption durch die Hausmutter und sind wie diese einem bereits fertigen System des Familienrechtes äußerlich aufgefropft, ohne sein eigentliches Wesen zu berühren.

Besondere Beachtung erheischt der Widerspruch zwischen der rechtlich hervorragenden Stellung, sowie dem socialen Einfluß der Frauen einerseits und der schlechten Behandlung, welche

¹ Starcke 168. Die das. geäußerte Ansicht, diese Beispiele seien schwerwiegend zu Gunsten der Meinung, daß der juristische Charakter des Vaternums keineswegs einem Zustand entspringe, wo die Weiberlinie wegen Unsicherheit der Vaterschaft zur Herrschaft gelangte, ist angesichts der Ausnahmsstellung der angeführten Fälle ohne Belang, umsomehr als die uralten Kulturen der Chinesen und Hebräer sich zur Illustration der primitiven Ursachen sehr wenig eignen. Übrigens zeigt das bekannte Beispiel der Hagar, welche durch Abraham nicht allein, sondern mitsamt ihrem Sohn Ismael in die Wüste verstoßen wurde, daß jenes Princip bei den Hebräern jener Zeit nicht konsequent durchgeführt war.

² Cruickshank, Ein 18jähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrikas, S. 249.

ihnen bei denselben Völkern nicht selten zu Teil wird. „Die grenzenlos niedrige Behandlung“, sagt Hellwald von den Indianern, „die sie dem weiblichen Geschlechte angedeihen lassen, übertrifft noch jene anderer Naturvölker, denn eine so völlige Erniedrigung der Frau zum Lasttiere kommt wohl nirgends (?) vor und mit dieser Entwürdigung geht selbstverständlich die roheste Behandlung Hand in Hand“¹. Und von den Athapasken: „die Weiber sind ihren Männern sehr unterwürfig, doch ist von ehelicher Liebe nicht die Rede, wie überhaupt unser Begriff Liebe ihnen fremd ist. . . .“ Mackenzie berichtet, „daß die Männer der Tschippeways ihre Anfälle von Eifersucht haben und die Frauen aus sehr unbedeutenden Ursachen mit so viel Grausamkeit behandeln, daß sie zuweilen daran sterben.“ . . Die Weiber werden als Lasttiere behandelt und als solche in größtmöglicher Anzahl erworben. „Die Frau heißt „Seha“: mein Sklave, daneben „Sehdezeh“: meine Schwester, wie sie denn auch immer zu Rate gezogen wird und mitunter wichtigen Einfluß ausübt“².

Dieser Widerspruch findet sich selbstverständlich nicht überall im Zeitraum des Matriarchats. Er ist aber mit demselben keineswegs unvereinbar. Denn er kann aus dem selbständigen Nebeneinanderbestehen der beiden Principien der Blutsverwandtschaft und der Gewalt erklärt werden. Ersteres strebt unablässig nach Milderung der Lage des Weibes und führt, wo das Mutterrecht die niedersten Kulturstufen überdauert, thatsächlich zu diesem Ergebnis. Beispiel hierfür sind die Indianervölker, welche zur Feldgemeinschaft vorgedrungen sind, so namentlich die Natchez. Überhaupt bildet hier der in den Händen des Weibes befindliche Ackerbau, wie bereits erörtert, einen wichtigen Faktor der Entwicklung. Ohne das Mutterrecht wäre es durchaus nicht ver-

¹ Naturgesch. d. Menschen I 272.

² Das. I 303. Ähnliche Verhältnisse bei den gleichfalls mutterrechtlichen Mandingos. *Revue d'éthnogr.* Paris 1885 IV p. 1 ff. Bekannt ist die elende Lage der Weiber bei den Australiern. S. Hellwald, *Naturgesch.* I S. 44 ff., während bei anderen Völkern das Mutterrecht alle seine Konsequenzen auch in socialer Beziehung zur Zeitigung gebracht hat.

ständig, wieso das durch das physische Übergewicht des Mannes zur äußersten Erniedrigung herabgedrückte Weib, bereits in einer sehr frühen Entwicklungsperiode zu hohem Ansehen und Einfluß gelangen konnte. Der Schutz ihrer Brüder, sowie ihrer sonstigen Spillmagen giebt ihr einen Rückhalt dem Mann gegenüber, die Thatsache der socialen Bedeutung des mütterlichen Blutbandes verleiht ihr eine wachsende, mit ihrer sklavenähnlichen Lage nur scheinbar unvereinbare Bedeutung. Das Nebeneinanderbestehen dieser widerstreitenden Momente ist also geradezu symptomatisch für das Mutterrecht, und wo eine absolute Unterordnung des Weibes, eine sachenähnliche Verfügung über dasselbe mit großem Ansehen und Einfluß der Frauen Hand in Hand geht, werden wir berechtigt sein zu schließen, daß die Rechtsordnung des Mutterrechtes entweder besteht oder doch kürzlich bestanden hat.

Wo der Vater zu einer untergeordneten und dienenden Stellung herabgesunken ist, wie bei manchen Malaien, oder jeder Gewalt bar, nur als Fortpflanzer des Geschlechtes, nicht als Individuum in Betracht kommt, wie bei den Nairs, dort vereinigen sich in der Person der Mutter die Bande der Verwandtschaft und der Gewalt; ihre nächsten männlichen Verwandten stehen ihr stützend und beratend zur Seite, doch nicht immer als eigentliche Herren der Familie. Anders überall, wo das uralte Verhältniß des Vaterschutzes oder die umfassendere Vatergewalt auf fühlbare Weise entwickelt waren. Es erhebt sich dann im Gegensatz zum Vater ein Schutz, unter Umständen eine Gewalt der männlichen Spillmagen über Frau und Kinder. Die Vatermacht wird beschränkt, unter Umständen gebrochen. Wohnt die Frau im Hause ihres Mannes, so kann es selbst dahin kommen, daß die Kinder sowohl der Mutter als dem Vater entfremdet werden, um sie der Herrschaft des letzteren zu entziehen. Ein merkwürdiges Beispiel dieses äußersten Falles berichtet Azara aus dem südamerikanischen, so formenreichen Rechtsgebiet¹. „Väter und Mütter pflegen ihre Kinder nur so lange sie an der Brust sind, dann übergeben sie dieselben irgend einem verheirateten

¹ Voyages II 33 über die Minuanes.

Verwandten, sei es einem Onkel, oder einem Vetter oder Bruder, sehen sie nicht mehr bei sich und behandeln sie nicht mehr als Kinder. Letztere erkennen auch ihre Väter nicht als solche an und trauern nicht nach ihrem Tode, sondern nur nach dem Tode ihres Pflegevaters.“ Der letzte Satz zeigt den mutterrechtlichen Charakter der ganzen Mafsregel. So wenig auch sonst ein derartiges Extrem erreicht wird, so wenig fehlt andererseits ein gewisser Schutz der Verwandten des Weibes, selbst bei rücksichtslos geübter Hausherrengewalt. Selbst bei den Australiern ist dem Ehemann nur gegen die untreue Frau alles erlaubt. „Abgesehen von der berechtigten Züchtigung, hat er aber kein *jus necis et vitae*, die unberechtigte Tötung hätte Blutrache von seiten ihrer Angehörigen zur Folge — nur bei wenigen Stämmen ist die Frau völlig schutzlos, hier hat die eheherrliche Mundschaft die Verwandtschaftsbeziehung völlig lahm gelegt¹. In der Regel gilt, was Gide bei Besprechung von Tacitus Germ. c. 20 vortrefflich formuliert hat. Die Mutterverwandten vertreten zugleich die Autorität der Mutter über die Kinder dem Vater gegenüber. Um so entschiedener beschränkt die Familie der Frau den Ehemann. Indem sie ein Mädchen ihres Hauses dem fremden Gemahl übergaben, entäuferten sie sich keineswegs des Rechtes, sie zu schützen und zu verteidigen, wäre es auch gegen den eigenen Gatten. Wurde das Weib widerrechtlich verstoßen, beschimpft, ihrer Güter beraubt, so sorgten ihre Verwandten für die Wiederherstellung ihrer Rechte, indem sie nötigenfalls den Ehemann zum Kampfe forderten“². Dies entspricht genau der wirklichen Sachlage. Der Schutz der Verwandten erstreckt sich nicht blofs auf die Frau, sondern auch auf die Kinder. Bei den Pehuenchen in Südamerika kann beispielsweise die Ehebrecherin nur mit Zustimmung ihrer Verwandten getötet werden, aber auch Kindermord von seiten des Vaters wird von den Verwandten der Mutter an ihm gerächt, wie jeder andere Mord, nämlich durch strenge Wiedervergeltung, sofern nicht Geldbusse angenommen wird³. Genau das gleiche gilt von

¹ Kohler, Zeitschr. VII 28.

² Gide-Esmein, *La femme* p. 201.

³ Starcke 52. Waitz III 517 ff.

den Araukanern. Lippert bemerkt hierzu: „Das ist entschieden Mutterrecht; wo das Vaterrecht herrscht, liegt das Leben des Kindes in der Hand des Vaters“¹. Charakteristisch in letzterer Beziehung ist die bereits zum Gewohnheitsrecht gewordene Verantwortlichkeit des Vaters bei den Maori Neuseelands. „Wenn der Sohn eines Maori eine Verletzung erleidet (z. B. durch Fallen oder Verbrühen), kommt aus dem Dorfe der Mutter die Bewohnerschaft herangezogen, um nach einem Scheinkampf die Plünderung auszuführen, weil ein nützliches Glied des Stammes (als Kind der Mutter) geschädigt ist“². Diese Rachepflicht dehnt sich zu einem umfangreichen Schutz- und schliesslich vielfach Gewaltverhältnis der Spillmagen aus. So berichtet Bancroft über die Südcalfornier: „Mißhandelt ein Mann sein Weib, so nehmen ihre Verwandten sie zurück und zahlen ihm die Kaufsumme wieder“³.

Nach dem Tode der Mutter geht bei den Indianern die Fürsorge über die Kinder auf ihre männlichen Verwandten über⁴. Anderwärts ist selbst bei Lebzeiten der Mutter der Einfluß der letzteren so kräftig entwickelt, daß selbst der Kauf der Frau den Besitz der Kinder, d. h. die Verfügung über sie, nicht gewährt. Der Frau bietet bei gewissen afrikanischen Völkern ihre eigene Familie einen derartigen Rückhalt, daß sie eine wahre Tyrannei über ihren Mann ausübt⁵. Innerhalb der Mutterfamilie erfolgt alsbald eine Differenzierung der Pflichten. In den Vordergrund treten naturgemäfs der Bruder und der Mutterbruder. Der (uterine) Bruder würde vielleicht alle Rechte und Pflichten bezüglich der Schwestern in sich konzentrieren, wenn nicht sein jugendliches Alter ihn allzu häufig hindern würde, dem Vater gegenüber als Beschützer der Geschwister aufzutreten. Er ist naturgemäfs der nächste; die Blutsverwandtschaft mit ihm mußte am frühesten offenbar werden; daher im Erbrecht der Bruder

¹ Lippert, Familie 49.

² Post, Grundlagen 357 f.

³ I 411.

⁴ Powell a. a. O. über die Wyandotts, das gleiche gilt von den übrigen mutterrechtlichen Stämmen Nordamerikas.

⁵ Ladislaus Magyar, Reise in Südafrika. Pest u. Leipzig 1889 I 236.

nicht selten nicht bloß den Oheim, sondern auch beide Eltern von der Nachfolge seiner Geschwister ausschließt. So geht bei den Australiern die Frau samt den Kindern auf den Bruder des verstorbenen Mannes über¹, auf der Goldküste geht das Vermögen bei Personen der reicheren Volksklasse, sowie die vererbliche Würde, insbesondere das Königtum auf den ältesten Bruder², ebenso in Panama³, Südcarolina, Virginien⁴. Ohne eine notwendige Begleiterscheinung des Mutterrechtes zu sein, ist dies doch eine häufige Folge desselben. Der Bruder tritt ferner bei verschiedenen Völkern als Vormund der Schwester neben oder eigentlich trotz dem Vater auf. Nach dem Gewohnheitsrecht der Creeks wirbt der Freier um das Mädchen nicht beim Vater, welcher keine Autorität und Stimme in der Sache hat, sondern bei Onkel, Tante und Bruder⁵. Bei gewissen Stämmen Australiens hat gleichfalls jeder Mann, unter Ausschluss des Vaters, das Verfügungsrecht über seine Schwester, indem er sie in Tausch giebt, wenn er stark genug ist, zu hindern, daß sie ihm geraubt wird⁶. Einwilligung des Bruders in die Heirat der Schwester wird auf Neuseeland gefordert; auf ihn übergeht daselbst die volle Gewalt über die Schwester nach dem Tode der Eltern⁷. Die Zahl der Beispiele könnte leicht vergrößert werden. Es zeigt sich, daß jene wichtigen Rechte des Bruders in organischer Verbindung mit dem System des Mutterrechtes auftreten, so bei den Creeks, so in Neuseeland, so insbesondere in Australien, obwohl in allen diesen Fällen Weib und Kinder thatsächlich der Gewalt des Mannes unterworfen sind. In den zwei letztgenannten Fällen wohnen sie im Hause desselben, in Australien ist seine Gewalt zu tyrannischer

¹ Waitz VI 775 f. Zahlreiche analoge Beispiele bei Starcke S. 176 Note 2.

² Hovélacque, Les Nègres p. 328; Waitz II 123, 469; Peschel, Völkerkunde 243 ff.

³ Bancroft I 769.

⁴ Waitz III 106; andere Fälle Starcke S. 172 ff.

⁵ Schoolcraft V 268.

⁶ Post, Anfänge.

⁷ Waitz VI 125.

Härte entwickelt. Wo zugleich Patriarchat und Vatterverwandschaft zur Entstehung gelangt sind, dort ist kein Raum mehr für die Entwicklung einer solchen Rechtsstellung des Bruders. Wo immer sie sich vorfindet, muß sie auf dem Boden des Mutterrechtes erwachsen sein. Hingegen ist die Fortdauer derselben tief in die Zeit des strengen Patriarchats und selbst der Agnation hinein sehr möglich. Der Bruder ist diesbezüglich jedem anderen Mutterverwandten gegenüber in entschiedenem Vorteil, insofern er in der Regel nicht bloß durch die Mutter, sondern auch durch den Vater mit den übrigen Geschwistern verwandt ist. Um so inniger wird seine Beziehung zu diesen, doch kann sein Einfluß nur durch das frühere Mutterrecht erklärt werden, weil er mit dem des Vaters vielfach konkurriert und insofern die Macht des Vaters einschränkt. Auf diesen Umstand ist deshalb besonderes Gewicht zu legen, weil eine solche Brüdergewalt mehrfach mitten im patriarchalen Familiensystem vorkommt, zur Erklärung derselben also auf das Mutterrecht zurückzugreifen ist. Insbesondere für die Rechtsgeschichte der Germanen und Slaven hat diese Frage eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Mit der Rechtsstellung des Bruders hängt, was in der Regel zu wenig beachtet wurde, diejenige des Mutterbruders zusammen. Der Oheim hat deshalb Einfluß auf die Schwesterkinder, weil er Bruder ihrer Mutter ist. Während der Einfluß des Bruders auf das Schicksal, insbesondere auf die Heirat der Schwester, durch sein jugendliches Alter häufig paralysiert wird, kann sich der Bruder seiner verheirateten Schwester sowie ihrer Kinder wirksamer annehmen, da jenes Hindernis naturgemäß mit den Jahren schwindet und der Oheim (Mutterbruder) den Neffen gegenüber sich im gleichen Generationsverhältnis befindet, wie der Vater seinen Kindern gegenüber. Hier entfaltet sich also am kräftigsten die Schutzbefugnis des Bruders. Er schützt die Schwester und ihre Kinder gegenüber dem Gatten und Vater; nicht selten kann neben ihm das Patriarchat überhaupt nicht aufkommen, anderwärts wird es durch ihn empfindlich beschränkt und muß sich Schritt vor Schritt gegen seinen Einfluß emporkämpfen. Typisch für die absoluteste Hausherrschaft des Mutterbruders ist das

Familienrecht der menangkabauschen Malaien. Die Familie besteht daselbst aus der Mutter und ihren Kindern, der Vater gehört nicht dazu und erscheint im Hause bloß als Gast. Haupt der Familie ist der älteste Bruder der Mutter. Diese Person, der Oheim von der Mutterseite, ist in seinen Rechten und Pflichten der eigentliche Vater der Kinder seiner Schwester. Der Vater selbst hat keinerlei Verfügung über seine Kinder. Er kann sie weder schelten noch strafen, da der Oheim von der Mutterseite dies gewöhnlich übel aufnimmt¹.

In der indianischen Gesellschaft Nordamerikas ist die Verwandtschaft zwischen Neffen und Mutterbruder in mehrfacher Beziehung wichtiger als irgend eine andere, der Autorität wegen, mit welcher der letztere über seine Neffen und Nichten bekleidet ist. Er ist, praktisch genommen, eigentlicher als der Gatte seiner Schwester Oberhaupt ihrer Familie. Es kann dies aus den heutigen Sitten mehrfach erläutert werden. Unter den Choctaws z. B. wird ein Knabe, der in der Schule untergebracht werden soll, vom Mutterbruder, nicht vom Vater, in die Mission geleitet und die betreffende Verabredung getroffen. Bei den Winnebagoes darf der Onkel von seinem Neffen Dienstleistungen fordern und gegen ihn Züchtigungen anwenden, wie sie der eigene Vater weder in Anspruch nehmen noch auch nur versuchen würde².

Bei den Creeks soll beim Mutterbruder um die Hand des Mädchens angehalten werden. Bei südamerikanischen Völkern hatte der mütterliche Oheim ein Recht auf die Tochter seiner Schwester. „Er hebt sie von der Erde auf im Augenblick ihrer Geburt und betrachtet sie von da an als seine künftige Gattin. Der Vater dieses Kindes ist von dieser Zeit an von einem Teil der Dienste befreit, die er den Eltern seiner Frau, sowie dieser selbst schuldig war, denn der künftige Gatte seiner Tochter nimmt dieselben auf sich³. Bei den Goajiros in Vene-

¹ Wilken, Eenige Opmerkingen S. 21 f.; ders., Over de Verwantschap. S. 12.

² Wilken, Opmerkingen 22.

³ Lafiteau I 537 nach Thevet. Die Aufhebung von der Erde ist überall Symbol der übernommenen Gewalt.

zuella steht die Mundweltschaft über die Frau dem Mutterbruder zu¹.

Bei den Barea und Bazen besitzt der Mutterbruder über die Kinder seiner Schwester volles Eigentumsrecht und verfügt unbeschränkt über ihre Freiheit und ihr Leben. Er und nicht der Vater, hat die Befugnis, sie zu verkaufen und diese Macht wird durch die öffentliche Meinung gebilligt, während das Rechtsverhältnis zwischen Vater und Kind gänzlich mißachtet wird². Ebenso hat in Loango der Oheim väterliche Autorität und darf das Kind verkaufen, was dem Vater nicht gestattet ist³; man hat daselbst allerdings die Einwilligung des Vaters zur Heirat der Tochter einzuholen, die Kaufsumme erhält aber der Mutterbruder des Mädchens. Bei gewissen Strafen fallen die Schwesterkinder eines Verurteilten — als seine nächsten Verwandten — in Sklaverei⁴; ähnlich ist die Familiengewalt des Oheims entwickelt bei den Basuto nach Casalis, sowie bei mehreren anderen Völkern Afrikas⁵. Doch bildet bei herrschendem Mutterrecht die Regel, wie Westermarck bemerkt, nicht die völlige Aufsaugung der Gewalt des Vaters durch die des Mutterbruders, sondern bloß eine teilweise Abhängigkeit der Neffen von demselben. Sehr wünschenswert wären möglichst umfassende, das gesamte erreichbare Material verwertende Monographien über die Rechtsstellung der einzelnen Mutterverwandten. Doch dürfte das Bild, welches auf Grund des gegenwärtig verfügbaren Stoffes bereits gewonnen wurde, kaum wesentlich modifiziert werden, da die spätesten Völkerbeschreibungen thatsächlich zahlreiche neue Beispiele, aber keine neuen Typen mehr enthalten. Eigentliche Aufgabe der Forschung wird also mehr die Vertiefung, als die bloße Erweiterung der diesbezüglichen Erkenntnis bilden. Die bevorzugte Stellung des Mutterbruders

¹ Kohler, Studien über Frauengemeinschaft, Frauenraub und Frauenkauf. Zeitschr. V 352.

² Giraud Teulon 162; vgl. Munzinger, Ostafrikan. Studien 490.

³ Post, Geschlechtsgenossenschaft 28.

⁴ Gütsfeldt im Correspondenzbl. d. deutschen afrikanisch. Ges. I 213.

⁵ Westermarck S. 40.

neben dem Vater bildet ein sicheres Symptom des Mutterrechts. Sie ist aus demselben erwachsen, aus dem Gedankenkreise desselben erklärbar, dem Princip des Patriarchats aber diametral entgegengesetzt. Denn das letztere kennt keine andere Gewalt als die des Hausvaters und kein anderes Organisationsprincip außer dieser Gewalt.

Fünftes Kapitel.

Das Patriarchat.

Die patriarchale Familie bloß auf die Vätergewalt begründet. Fortbestehen des Mutterrechtes. Moralischer Wert des Patriarchats. Ahnenkult. Innige Beziehung der Kinder zum Vater und zu dessen Verwandten. Das Familienrecht der Arier. Die Lehre Bernhöfts. Kritik der Lehren Delbrücks und Schraders. Die Ergebnisse der Forschungen über Recht und Leben der Arier befinden sich thatsächlich im Einklang mit der Theorie des Mutterrechts und Patriarchats. Widerlegung der Bedenken Bernhöfts gegen Annahme eines ursprünglichen Mutterrechts bei den Ariern.

Neben und aus dem Mutterrechte entwickelte sich das Patriarchat, die von Lippert so genannte Altfamilie. Es liegt nicht in unserem Zwecke, dieselbe ausführlich zu behandeln. Sie war Gegenstand vieler gelehrter Abhandlungen, insbesondere des vortrefflichen Leist und Henry Maines¹. Leists Opposition gegen das Mutterrecht wird gegenstandslos, wenn die Principien der Gewalt von denen der Verwandtschaft gehörig auseinandergehalten werden. Die, namentlich von Kohler vertretene Ansicht über die Elemente des alten Mutterrechts im indischen Rechte lassen sich also im wesentlichen aufrecht erhalten, trotz

¹ Die Monographie M'Lennans: „The patriarchal theory“ nach seinem Tode veröffentlicht und aus seinen Materialien vollendet, bildet einen traurigen Gegensatz zu den früheren Arbeiten desselben Gelehrten und ist, trotz einzelner guter Stellen, im ganzen so gut wie unverwendbar.

Leists nur scheinbar widersprechenden Ergebnissen¹. Das strenge Patriarchat, dessen Typen uns die civilisierten Völker des klassischen Altertums, sowie Germanen und Slaven liefern, zeichnet sich überall durch stramme Organisation der Hausherrschaft aus, welche nicht bloß die ehelich von der Hausfrau Geborenen, sondern noch andere Personen in sich begreifen kann. Ob angesichts der absoluten Macht des Hausvaters über alle in seinem Bereich befindlichen Personen und Sachen von einem gemeinsamen Eigentum der erstern an den letztern die Rede sein kann, ist äußerst zweifelhaft. „Der Vater des Herrenrechtes hat“, wie Lippert sich ausdrückt², „zunächst nur Rechte und keine Pflichten. Das Kind der in seiner Mundschaft stehenden Mutter kann keinem andern gehören als ihm, aber dieses Recht des Besitzes verpflichtet ihn nicht. Nur er kann das Kind aufnehmen, aber er muß es nicht aufnehmen. Es ist gar nicht sein Kind, wenn er es nicht aufnimmt: Erst nach erfolgter Aufnahme gewinnt es Anteil an dem Schutz des Hauses, das im Vater repräsentiert ist Nicht anders galt in Rom der Satz: „Geburt und Aufhebung machen rechtmäßige Kinder.“ Die Sublatio mußte zur Geburt hinzukommen. Ebenso

¹ Principiell fehlerhaft ist es, die aus indischen und gräcoitalischen Quellen abgeleiteten Schlüsse schlechtweg auf die jenen Völkern mit den Germanen und Slaven gemeinsamen Vorfahren anzuwenden. Untereinander näher verwandt, bilden Juden und Gräcoitaler in vielen Dingen einen Gegensatz zu den slavischen und germanischen Stämmen. Prüft man überdies Leists „Altarisches jus gentium“, so findet sich, daß die Polemik an allen gegen das Mutterrecht gerichteten Stellen (vgl. das Register unter „Mutter“) zwar mit großem Scharfsinn die Fehlgriffe Bachofens bloßlegt, im übrigen jedoch die Lehre vom Mutterrecht, wie sie hier dargestellt wird, nicht einmal berührt. Der Vater ist zwar den Kindern als Erzeuger bekannt (S. 588), das ist aber eine auch bei Völkern reinen Mutterrechts gemeine Erscheinung. Der Zeugungsanteil des Vaters kann auch in der Religion eine große Bedeutung gewonnen haben, aber das System der Familie war auf Vatergewalt, nicht auf Vaterzeugung begründet. Auch der Ahnenkult liefert keinerlei Gegenbeweis, wie schon Herbert Spencer vortrefflich gezeigt hat. Die Polemik Leists auf S. 598 f. beweist nur, daß er, was bei seinen gewaltigen Leistungen auf anderem Gebiete sicher nicht zu tadeln ist, den Wert und Umfang der neueren sociologischen Forschungen nicht zu würdigen vermochte.

² S. 124.

sprechen die nordischen Chronisten fast immer mit Beziehung auf den Vater von Kindern, die er „aufgehoben“, von der und jener aufgehoben, nicht von solchen die er gezeugt habe, oder die ihm geboren worden seien. Denn mit Zeugung und Geburt ist ihnen das Verhältniß zum Vater noch nicht verknüpft, erst durch die Aufhebung geschieht solches¹.

Überall wo eine derartige Auffassung Platz greift — wie z. B. bei Griechen, Römern und Germanen, trägt das Vaterrecht die Spuren relativ neuer Entstehung an sich, latent herrscht noch immer das Mutterrecht, weil noch immer nur die Blutbande durch die Mutter als wirkliche Blutbande anerkannt wird. Das Mutterrecht hat keine rechtliche Wirksamkeit mehr, wo immer das Herrschaftsverhältniß des Vaters zur ausschließlichen Geltung zu kommen vermag, ein Herrschaftsverhältniß, welches übrigens, wenn auch nicht überall, so doch in großer Regel erst durch Vermittelung der Herrschaft über die Mutter die Kinder ergreift. Wo immer und insofern jedoch das Vaterrecht nicht zur Geltung gelangen kann, tritt überall das Mutterrecht mit allen seinen Konsequenzen in volle Wirksamkeit. Trotzdem das Vaterrecht bereits in weit größerer Ausdehnung herrscht, erweist sich dennoch das Mutterrecht noch immer als das allgemeinere Princip, welches nur insoweit nicht angewendet wird, als es nicht durch das Vaterrecht eingeschränkt wurde, aber ohne weiteres zur Herrschaft gelangt, wo diese Schranke wegfällt.

Wir sind weit entfernt behaupten zu wollen, die physische Vaterschaft müsse bei herrschendem Patriarchat unsicher sein. In der Regel mag sie so sicher sein, daß der Familienvater keinen Grund hat, sie zu bezweifeln. Trotzdem ist die Vaterfamilie insolange nur auf Gewalt und nicht auf Verwandtschaft begründet, als die Vaterzeugung für die Familienzugehörigkeit rechtlich nicht wesentlich ist und infolge dessen von fremden Personen gezeugte Kinder nur auf Grund dessen, daß die Ehe-

¹ Schrader, Sprachvergleichung und Urgesch. S. 462 über Aussetzung neugeborener Kinder durch den Vater bei Indern, Griechen, Römern und Germanen.

frau sie geboren hat, vom Hausvater als eigene anerkannt werden. Jene patriarchale Gewalt des Altvaters pflegt die freie Disposition über die geschlechtliche Gunst des Weibes in dem Sinne in sich zu begreifen, daß die Frau unter Umständen wirklich andern Männern z. B. Gästen oder Freunden überlassen wird. Das Princip jenes Patriarchats ist nicht bloß mit Levirat und Niyoga vereinbar, sondern unter Umständen selbst mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegen den Ehebruch der Frau, sofern derselbe das Herrschaftsrecht des Mannes nicht beeinträchtigt.

Der moralische Wert des Patriarchats ist sehr hoch anzuschlagen. Nicht allein wird dadurch die agnatische Verwandtschaft vorbereitet. Auch die Gewaltbeziehung zwischen Vater und Kind kann zu einer äußerst innigen werden. Der Vater sieht im Sohn einen Streiter im Kampfe für die Interessen seines Geschlechtes, einen Fortpflanzer seines Namens und seines Ruhms. Das Gewohnheitsrecht der Altfamilie enthält Verpflichtungen der Kinder über den Tod des Vaters hinaus, es kann mit religiösen Obliegenheiten, namentlich mit Totenopfern kombiniert werden. In dieser Beziehung tritt das Familienrecht in den Bannkreis völlig verschiedener Ideen, welche seinen Inhalt auf das tiefste beeinflussen, ohne doch sein eigentliches Grundprincip zu bilden. Der Familienverband wird zugleich zum Hausverband und dehnt sich alsbald über die persönliche Beziehung des Vaters zu den ihm unterworfenen Hauskindern auf andere Personen aus. Vor allen also werden die nächsten Verwandten des Vaters, insbesondere die Vatersbrüder, den Kindern nahe gerückt. Hier zeigt sich ursprünglich ein Zusammenwirken der Principien des Mutterrechtes mit denen der Gewalt — ein Zusammenwirken, welches durch die bereits entwickelte Lehre von der Rechtsstellung der Brüder erklärt wird. Der Hausvater läßt seine Brüder als seine nächsten Verwandten an seiner Gewalt mehr oder weniger partizipieren. Daher tritt schon sehr zeitlich — selbst bei relativem Übergewicht des Mutterrechtes, sobald überhaupt ein Herrschafts- und Schutzverhältnis des Ehemanns entwickelt ist, auch der Vaterbruder mit in den Vordergrund. Auch andere Vaterverwandte werden in Beziehung zu

den Kindern gebracht. In Wahrheit ist es auch hier noch das Mutterrecht, das entscheidend eingreift, indem es den Grundstock liefert, auf den die rechtliche Beziehung zweier Familien gepfropft wurde.

Im Erbrecht zeigt sich der nämliche Dualismus. Das Patriarchat entwickelt aus sich heraus ein eigenes Erbrecht. Der Sohn erbt von seinem Vater, obwohl er demselben bloß als nächstes Hauskind, nicht als Blutsverwandter zugehört. Deshalb ist das alte Erbrecht so schwer verständlich, weil es nicht von einem einheitlichen Princip, sondern gleichzeitig von den völlig verschiedenen Grundsätzen der Verwandtschaft (durch Mütter) und der Gewalt (des Hausvaters) ausgeht. Während das bereits auf früheren Entwicklungsstadien gewöhnliche Schutzverhältnis zwischen dem Mann und seiner Familie in der Regel locker und leicht trennbar gewesen, etwa wie auf den Andamanen, wo die Ehe nur so lange dauerte, als das Kind an der Brust war¹, oder bei verschiedenen Negerstämmen, wo die Frau das Verhältnis nach Gutdünken lösen kann und wenn sie ihres Mannes überdrüssig geworden, ihn ohne weiteres verläßt²; während überhaupt die Macht über die Kinder — selbst wo sie rechtlich anerkannt war — sofort erlosch, sobald ihr die Basis des physischen Übergewichtes entzogen ward, ist das Patriarchat von derartigen Zufälligkeiten unabhängig, gewohnheitsrechtlich wohlgefestigt und unaufhörlich in siegreichem Vordringen gegen die gesellschaftliche Ordnung des Mutterrechtes begriffen³. Die Väter streben energisch darnach im Falle der Ehetrennung —

¹ Post, Geschlechtsgen. 105.

² Hécquard, Über die Bewohner von Fogni.

³ Westermarck S. 225 beschreibt diese Entwicklung folgendermaßen: „Unter den Wilden hängt die Gewalt des Vaters ausschließlich oder hauptsächlich von seiner überlegenen Kraft ab. Auf einer späteren Stufe, bei einem höher entwickelten System der Ahnenverehrung, wird jene Gewalt idealer und zugleich ausgedehnter und absoluter. Der dem Vater schuldige Gehorsam wird als eine geheiligte Pflicht angesehen, deren Verletzung als Verbrechen gegen die Götter gestraft werden wird. In der That „ist jene gekräftigte Autorität unter den relativ civilisierteren Völkern derartig verbreitet, daß sie als kennzeichnende Stufe aller menschlichen Geschichte angesehen werden muß“.

der Entfernung oder Verstossung der Mutter — alle Kinder zu behalten. Namentlich Wilken hat an Beispielen aus dem malaiischen Rechtsgebiet nachgewiesen, wie mannigfache Mittelformen zwischen den mutterrechtlichen und zugleich matriarchalen Zuständen einerseits — dem Patriarchate andererseits, durch dieses Streben hervorgebracht werden. Nicht überall wird der Sieg sofort zu Gunsten des Patriarchen entschieden. Vielfach bleibt die alte Idee unangetastet, daß die Herrschaft über die Kinder nur durch Vermittelung der Herrschaft über ihre Mutter erworben und verloren werden kann. Unrichtig, weil den That- sachen widerstreitend, ist demnach Lipperts Behauptung, es sei für das neue System besonders kennzeichnend, daß die Mütter zwar wieder aus dem Hause des Mannes scheiden können, die Kinder aber zurückbleiben¹. Diese Konsequenz des Patriarchats ist nämlich verbreitet, aber nicht allgemein. Sie hängt zusammen nicht bloß mit dem Principe der Herrschaft, sondern auch mit gewissen volksphysiologischen Anschauungen über die relative Bedeutung des Zeugungsanteils der beiden Eltern.

Was nun die so interessante Frage der konkreten Gestaltung des Familienrechtes bei den arischen Vorfahren der europäischen Völker betrifft, können wir uns auf die Untersuchungen Kohlers über das indische Recht, sowie auf Bernhöfts gleichfalls in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft in letzter Zeit publizierte Abhandlungen berufen. Verdunkelt wird diese ganze Frage insbesondere durch die sehr verbreitete, auch Leist zur Last fallende Tendenz nach Gleichstellung des alt-indischen mit dem altarischen Recht. Ein solches Vorgehen ist methodisch ganz unrichtig. Die ältesten Quellen unserer Kenntnis Indiens zeigen bereits ein hochentwickeltes, mit einem überaus komplizierten, aber zugleich originellen Religionssystem ausgestattetes Volk: sie entstehen grösstenteils erst zu einer Zeit, wo infolge der Eroberung Indiens, der Aufnahme zahlreicher fremder Elemente und Spaltung des Volkes in ethnologisch verschiedene Kasten(-Farben), tiefgehende Umwälzungen in allen Verhältnissen erzeugt worden sein mußten. Es ist

¹ Familie S. 119.

unter solchen Umständen ein Kardinalfehler, die indischen Institutionen auf Urverhältnisse der alten Arier übertragen zu wollen. Sie sind überhaupt keine Urverhältnisse, am allerwenigsten Urverhältnisse der Arier. Die Inder der Vedas sind in vielfacher Beziehung fortgeschrittener als die Germanen tausend, die Slaven zweitausend Jahre später. Die germanische Rechtsordnung zeigt nur einzelne Annäherungspunkte an die indische, und zwar zumeist solche, die nicht speciell indisch, sondern allgemein menschlicher Art sind. Dies gilt auch vom Patriarchat, der Hausgemeinschaft und den Überresten des Mutterrechts¹.

Bernhöft bestimmt die durch Vergleichung der ältesten bekannten Rechte rekonstruierte Familienordnung arischen Ursprungs dahin²: Im Beginn der geschichtlichen Zeit sei bei den indogermanischen Völkern die Hausgemeinschaft herrschende Urform (d. i. die Familiengruppe Starckes, die ungeteilte Gesamtfamilie der Engländer). Sie könne im eigentlichen Sinne nicht als Verwandtschaft bezeichnet werden, weil das wesentliche juristische Element die Hauszugehörigkeit, nicht aber die Abstammung sei. Die Verwandtschaft (?) werde durch Aufnahme in die Familie begründet: vorzugsweise werden aufgenommen die von Frauenzimmern der Familie, Weibern wie Mädchen geborenen Kinder. Als Regel entwickle sich aber eine Form der Hausgemeinschaft, die wir als die patriarchalische bezeichnen können. Ein jeder Hausvater herrscht über Kinder und Kindeskind, über Frau und Schwiegertochter und über

¹ Zur Entstehungszeit der ältesten litterarischen Denkmäler der Inder sowohl, als der Griechen und Römer, mit Einschluss der Nachrichten über die Religionen, war zweifellos nicht nur das Patriarchat, sondern auch die Vaterfolge entwickelt. Da aber diese Entwicklung von gemeinsamer Grundlage aus sich in ähnlicher Weise vollzogen hat, ist ein Rückschluss von einer Ähnlichkeit der gräcoitalischen und indischen Institutionen auf ebensolche arische recht mißlich. Es kann hier so manches gemeinsam, ja völlig gleich, und dennoch nicht gemeinarisch gewesen sein. Die außerordentlichen Schwierigkeiten derartiger Rückschlüsse hat erst neuerdings Ficker (Untersuchungen zur Rechtsgeschichte) klargestellt. Noch vergrößert wird diese Schwierigkeit dadurch, daß die Herrscherstellung des Vaters recht gut existiert haben kann, ohne das Verwandtschaftssystem des Mutterrechts völlig überwunden zu haben.

² Zeitschr. IX 410, 412 f.

alle, welche er in seine Familie aufgenommen hatte. Auf die wirkliche Erzeugung vom *pater familias* komme ursprünglich für die Familienzugehörigkeit nichts an. Auch diejenigen Kinder, welche ein dritter mit der *mater familias* gezeugt habe, fallen in die Familie. Wenn sie aus unerlaubtem geschlechtlichen Verkehr stammten, könne das ein Anlaß zur Aussetzung werden; in ältester Zeit sei dies bei den damals herrschenden Anschauungen nicht einmal Regel gewesen. Die Aufnahme illegitimer Kinder oder fremder Personen in die Familie habe für das Familienhaupt nicht als Nachteil, sondern als Vorteil gegolten, da sie seine Untergebenen und Mitarbeiter vermehrte.

Man sieht wohl, wie sehr dies mit dem Bilde übereinstimmt, welches wir bereits von der Schutzherrschaft des Vaters in einer früheren Entwicklungsperiode entworfen haben, und wie das unterscheidende Merkmal des eigentlichen Patriarchats weniger im Inhalt als in der strengeren Rechtsform gelegen ist. Bernhöft schließt sich ferner der in meinem „Mutterrecht“ geäußerten Ansicht an, mitten in diesem System sei noch Mutterrecht zu finden; dasselbe sei aber, wie Bernhöft meint, nicht mehr allein maßgebend, sondern einem andern, herrschend gewordenen Princip untergeordnet. Diese Behauptung ist nun insofern richtig zu stellen, als das Mutterrecht niemals notwendig *Matriarchat* zu sein brauchte, daher dem Patriarchat nicht notwendig untergeordnet, sondern vielfach nebengeordnet und gleichgestellt zu sein pflegt. Auch zur Zeit, wo das strenge Patriarchat, die Altfamilie noch nicht entwickelt war, fanden sich vielfach analoge Macht- und Schutzbefugnisse des Hausvaters neben der konsequent und einseitig durchgeführten Mutterverwandtschaft. Es bestehen da Übergänge und Wechselinflüsse aber keine wirklichen Gegensätze, ein Umstand, der auch hier keinen Augenblick vergessen werden sollte. Doch stoße die Feststellung mutterrechtlicher Einflüsse in den ältern geschichtlichen Rechten der Indogermanen, wie Bernhöft sagt, insofern auf Schwierigkeiten, als in vielen Fällen das damals zweifellos herrschende Hausgemeinschaftsprincip (welches, wie wir hinzufügen, mit dem Patriarchat organisch verbunden war) zu denselben Ergebnissen führe, wie das Mutterrecht. So ent-

spreche die Zugehörigkeit der unehelichen Kinder zur Familie der Mutter auch dem Hausgemeinschaftsprincip, weil das unverheiratete Mädchen in der Gewalt ihrer eigenen Verwandten steht. Wir berühren diesen Punkt bereits hier, weil er für Charakterisierung des Patriarchats von Bedeutung ist. Zweierlei möchten wir dem Beispiel Bernhöfts entgegenhalten. Erstens, daß in vielen Fällen das rechtliche Band zwischen Mutter und Kind sich als stärker erweist, denn der Lokalverband des patriarchalen Hauses, demgemäß im Falle der Ehetrennung die Kinder mit der Mutter dieses Haus verlassen; zweitens, daß selbst abgesehen hiervon die bloße Thatsache, daß die Beziehung der Kinder zum Vater und seinen Verwandten bloß auf dem Gewaltverband beruht, hingegen die Beziehung zur Mutter und ihren Verwandten auf dem Blutbände, an und für sich genügt, um den kontinuierlichen Fortbestand des alten Mutterrechtes dem Patriarchat gegenüber zu beweisen.

Freilich in neuerer Zeit sind von seiten der Sprachforscher heftige Angriffe gegen die Ansicht gerichtet worden, als sei bei den arischen Völkern dem Patriarchat ein älteres Mutterrecht vorangegangen. Man könnte an der Wissenschaft irre werden, wenn man sieht, wie namentlich Kohler mit allseitig anerkannter Gründlichkeit auf induktivem Weg zu geradezu entgegengesetzten Folgerungen gelangte. Bernhöft glaubt sich bemüßigt, zuzugeben, es sei durch Schraders und Delbrücks letzte sprachvergleichende Arbeiten außer Zweifel gestellt, daß das arische Urvolk nicht nach Mutterrecht gelebt habe. Unseren bisherigen Ergebnissen zufolge wäre der gänzliche Mangel des Mutterrechtes in entfernterer Urzeit durchaus normal. Es wären dem Mutterrecht gewisse Schutzbefugnisse des Vaters bereits vorangegangen, gerade so, wie dies für andere Völkergruppen wahrscheinlich gemacht wurde. Wenn die vergleichende Sprachwissenschaft nachgewiesen hat, daß gewisse Verwandtschaftsnamen bis in die gemeinsame Urzeit zurückreichten, aber gerade nur Verwandtschaftsnamen, welche auf den Vater und die Väterverwandten Bezug haben, so stimmt dies vollkommen mit dem Gesagten überein. Bernhöft hat ganz Recht, darauf hinzuweisen, daß die Sprachvergleichung nur für das Urvolk beweisen kann, schon bei der

europäischen Völkergruppe trete ein gemeinsames Wort für Mutterbruder auf und nichts spreche dagegen, daß bei den einzelnen indogermanischen Völkern mutterrechtliche Erscheinungen aufgetreten sein könnten. Bereits die gemeinsamen Vorfahren der europäischen Völkergruppe hätten wahrscheinlich das Mutterrecht entwickelt und fürs erste auch nach ihrer Trennung beibehalten. Abgesehen von diesen Erwägungen, welche die Existenz des Mutterrechts bei jenen Stammvölkern möglich und durchaus erweisbar erscheinen lassen, selbst wenn die Lehren der Sprachforscher völlig konkludent wären, kann ich nicht umhin, gegen die Folgerungen derselben noch andere Bedenken zu erheben, deren eingehende Würdigung ich den Fachgenossen nicht dringend genug empfehlen zu können glaube.

Daß die Worte für Vater und einige nächste Väterverwandte, Mitglieder der engeren Familie, bereits in der Ursprache einheitlich verbreitet waren, steht, wie ausführlich dargethan wurde, mit dem Mutterrecht in keinem Widerspruch, da auch bei herrschendem Mutterrecht der Vater fast überall als solcher anerkannt ist, wenn auch nicht überall als Herr der Familie. Vom Standpunkt des Mutterrechts und der Blutbande überhaupt war der Vater allerdings unwichtig, vom Standpunkt des Haus- und Familienverbandes und vielfach der Familienherrschaft ist er von alters her nicht minder wesentlich als die Mutter. Das nämliche gilt von denjenigen Väterverwandten, welche infolge ihrer nahen Beziehung zum Vater auch auf die Kinder einen größeren oder geringeren Einfluß gewinnen.

Die Erscheinung, daß alle arischen Völker die gleichen Stammwurzeln für die Namen des Vaters und jener Väterverwandten besitzen, wird wahrscheinlich richtig dahin gedeutet, daß ein Rechtsverhältnis dieser Personen zu den Kindern allgemein anerkannt war. Eine andere Frage ist es jedoch, ob der umgekehrte Schluß, vom Mangel gemeinsamer Namen für die Mutterverwandten auf Nichtbestehen des Mutterrechtes, ja auf gänzliches Fehlen aller Verwandtschaftsbeziehungen durch Mütter, ebenso zu rechtfertigen sei. Eine weitere Voraussetzung dieses Schlusses ist nämlich, daß jeder einem Volk allgemein bekannte Gegenstand auch notwendig von allen Bestandteilen dieses Volks

mit dem gleichen Namen bezeichnet werde. Diese Voraussetzung ist aber völlig unhaltbar. Das arische Urvolk war nicht ein kleiner, wenige Köpfe zählender Stamm, vielmehr zweifelsohne ein zahlreiches, großes, aus verschiedenen Bestandteilen zusammengewachsenes Volk¹. Die Art, wie derartige Völker zu Stande kommen, haben Herbert Spencer und Gumpłowicz in seinem „Rassenkampf“ untersucht und klargestellt, wenn auch bei ihnen noch nicht alle wesentlichen Momente nach Gebühr hervorgehoben werden. Jedes grössere Volk besteht aus gewissen disparaten Bestandteilen, welche unter dem Druck des Krieges und anderer äußerer Einflüsse zu einer Völkereinheit zusammengeschweisst werden. Wenn sich nun auch in dem so entstandenen Volk eine gemeinsame Sprache entwickelt, wird doch damit keineswegs gegeben, daß alle Begriffe durch das ganze Volk mit dem gleichen Namen bezeichnet werden mußten. Gerade solche Institutionen, welche den verschiedenen Bestandteilen eines Volks bereits vor ihrer Vereinigung bekannt waren, konnten bei verschiedenen Teilen des Volks die alten, ursprünglich verschiedenen Namen beibehalten, während umgekehrt gerade solche Institutionen, die weit später — erst nach der Vereinigung — entstanden, gemeinsame Namen führen werden. Darauf beruhen wahrscheinlich viele der zahllosen dialektischen Verschiedenheiten innerhalb der Sprachen, soweit sie nicht auf bloße Lautdifferenzen zurückführbar sind. Wenn nun ein Gelehrter späterer Zeiten aus solchen Differenzen folgern wollte, es habe seinerzeit dem Volke jener Gegenstand überhaupt gemangelt, weil kein gemeinsamer

¹ Vgl. Bernhöft, Zeitschr. VIII S. 19 ff. „Die Gemeinsamkeit der Sprache zeigt nicht immer die Gemeinsamkeit des Blutes an. Die alte und neue Zeit ist reich an Beispielen, daß eine verhältnismäßig kleine Minorität von Eroberern einer großen Nation ihre Sprache aufdrängen kann. Als besonders schlagender Beweis mag hier nur die vollkommene Romanisierung der Gallier angeführt werden.“ Das. über die starke Mischung der europäischen und indischen Völker. „Es ist sogar wahrscheinlich, daß keines der Völker, welche Bedeutung erlangt haben, reinen Blutes ist.“ Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte ist gleichfalls der Ansicht, daß wahrscheinlich kein gemeinsamer Name für die Arier vor ihrer Trennung existierte, namentlich wenn wir uns das Urvolk in eine Mehrzahl von Stämmen oder Clänen zerfallen vorstellen.

Name hierfür vorhanden war, so wäre dies mit den Thatsachen in offenbarem Widerspruch.

Auch Delbrück erkennt diesen Grundsatz implicite an, indem er ausführt¹, für den Vater des Vaters sei eine gemeinsame Bezeichnung nicht vorhanden gewesen. Doch hätten „selbstverständlich“ Worte für den Begriff existiert, da der verheiratete Sohn, wie es scheint, im Hause seines Vaters gewohnt habe etc. Ähnlich kann es sich eben mit verschiedenen anderen Verwandtschaftsnamen verhalten haben. So sagt Delbrück selbst², für den Namen des Mutterbruders finde sich trotz der großen Verbreitung des Stammes *av* keine gemeinsame Urform. „Man braucht freilich daraus nicht zu schliessen, daß er in der Urzeit gar nicht bezeichnet wurde. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß der Brüder der Mutter ursprünglich zugleich mit dem Vater der Mutter unter dem Namen *avo-s* zusammengefaßt wurde.“ Ebensowohl können aber bereits damals dialektisch verschiedene Bezeichnungen für ihn vorgekommen sein³.

Den Angriffen der Sprachforscher ist demnach keine allzu große Bedeutung beizumessen. Sind sie materiell richtig, so widerlegen sie doch keineswegs das Vorhandensein des Mutterrechtes bei den Ahnen der einzelnen arischen Völkergruppen, so z. B., daß jene Organisation bei den Vorfahren der europäischen Arier vorhanden sein konnte, sofern dafür entsprechendes Beweismaterial beibringbar ist. Und die Sprachforschung selbst trägt zu diesem Material werththätig bei.

Aber selbst die materielle Richtigkeit der Lehren dieser Wissenschaft ist nicht über allen Zweifel erhaben. Schrader, einer der vornehmsten Repräsentanten derselben, warnt selbst vor zu großer Wertschätzung ihrer Resultate. „Zunächst sollte man damit aufhören“, sagt er, „die Bedeutung der einer Gleichung zu Grunde liegenden Wurzeln als charakteristisch für die Ge-

¹ Die indogerman. Verwandtschaftsnamen, in den Abhandlungen der phil.-hist. Cl. der k. sächs. Ges. d. Wiss. XI. Bd. 1890 S. 482.

² S. 500.

³ Analog ist die Vermutung Delbrücks S. 484, das indische Wort für Mutterbruder sei aus einem Dialekt in die Schriftsprache gedrungen.

sittung und Kultur der Urzeit anzusehen. . . . In erster Linie sind die indogermanischen Verwandtschaftswörter das Versuchsfeld für derartige Phantasien gewesen, welche den Vater zum Schützer, die Mutter zur waltenden Hausfrau, die Tochter zur kleinen Melkerin u. s. w. gemacht haben. Man sollte sich erinnern, wie überaus unsicher derartige idyllische Deutungen überhaupt sind. Ob *mâtár* die „waltende Hausfrau“ oder die Bildnerin des Kindes, ob *duhitár* die Melkerin, den Säugling oder die Säugende, ob *sû'nu* den Erzeugten oder den Erzeuger u. s. w. bedeutet, das ist alles mehr wie unsicher und wird sich nie entscheiden lassen“¹.

Wenn es nun auch trotz so gewichtiger Bedenken unrichtig wäre, das Kind sozusagen mit dem Bad auszugießen und die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft gering zu schätzen, so wird man doch wohl berechtigt sein, ihnen gegenüber sich sehr zurückhaltend zu zeigen und sich nicht sofort irre machen zu lassen, wenn sie in einzelnen Punkten den Ergebnissen der sociologischen Rechtswissenschaft zu widersprechen scheinen. Bei näherem Zusehen findet sich in der Regel, daß jener Widerspruch unbegründet und ohne Schwierigkeit lösbar ist².

¹ S. 196 f. Dasselbst weist Schrader auf den wichtigen Umstand hin, daß selbst eine richtige Deutung der Wurzeln nicht notwendig die Bedeutung des Worts zur Zeit der Trennung der arischen Völker wiederzugeben braucht, vielmehr möglicherweise einen Sinn enthält, welcher zwar jener Sprachwurzel ursprünglich eigen, aber damals bereits seit Jahrtausenden vergessen war.

² Wir sind weit entfernt als Nichtphilologen die rein sprachwissenschaftliche Seite der Forschungen Schraders und Delbrücks einer Kritik unterwerfen zu wollen. Diesbezüglich nehmen wir das von ihnen Gegebene als letztes Wort der jetzigen Wissenschaft einfach zur Kenntnis. Wo sie aber über die eigentliche Grenze ihrer Wissenschaften hinaus zu Folgerungen schreiten, welche das Gebiet der auch mit anderen Forschungsmitteln zugänglich zu machenden Urgeschichte berühren, dort beginnt die Kompetenz des mit den neueren sociologischen Untersuchungen Vertrauten und zugleich die Verpflichtung sich mit jenen Folgerungen wissenschaftlich auseinanderzusetzen. Es muß die Probe gemacht werden, ob dieselben mit den sociologischen Lehren in Einklang zu bringen sind, es muß vor allem geprüft werden, ob der von jenen aufgespeicherte und auch dem Laien zugänglich und verständlich gemachte Stoff wirklich zu solchen Folgerungen berechtigt. Schrader und Delbrück stimmen in ihren Hauptergebnissen überein,

In der That läßt eine gewissenhafte Prüfung des von Delbrück und Schrader dargelegten Materials im Verhältnis zu den aus demselben gezogenen Schlüssen zu ganz anderen Folgerungen gelangen. Das Bild, welches sie selbst geschaffen haben, stimmt nicht nur genau mit der von uns dargelegten Entwicklung der Familie überein, es bietet überdies direkte Belege für eine überwiegende Beachtung des mütterlichen Blutes, sowie für eine daneben bestehende einseitige Beachtung des patriarchalen Gewaltverbands, im Gegensatz zum väterlichen Blutband¹: Alle Ausdrücke für den Vater und das Vaterhaus beziehen sich in ihrer Bedeutung ausschließlich auf die Gewalt. Die Philologen

wir werden in erster Linie die Arbeit des letzteren ihres monographischen Charakters und größeren Umfangs willen zu würdigen haben. Das eine ist Delbrück rückhaltslos zuzugestehen, daß er überall mit rühmenswürdiger Objektivität, sine ira et studio zu Werke geht und überall redlich bemüht ist, die Wahrheit auf Grund des ihm zur Verfügung stehenden reichlichen Materials zu Tage zu fördern. Vorzuwerfen ist ihm aber doch, daß er über die Fragen der sociologischen Rechtslehre zu rasch und oberflächlich urteilt, ohne dieselbe hinlänglich zu kennen. Uns schwer konnte er einige der schwach gestützten Lehren Bachofens widerlegen, ohne doch der Theorie des Mutterrechtes irgend Wesentliches anhaben zu können. Den induktiv gewonnenen Resultaten der sociologischen Rechtslehre tritt hier eine Art Mißachtung entgegen, welche, wie die Ausführungen dieses Kapitels lehren, gerade von Seite der Philologen so wenig als möglich berechtigt ist. Der von Delbrück erhobene Vorwurf (S. 592 f.), man möge doch nicht Ansichten über die sog. Naturvölker als gesichert herübernehmen, während über die grundlegenden Theorien noch lebhaft gestritten wird, kann man mit noch weit größerer Schärfe gegen die Sprachforscher selbst wenden. Ich brauche diesbezüglich nur an die oben citierte Äußerung Schraders zu erinnern. Jene Naturvölker bilden ethnisch überhaupt keinen Gegensatz zu den alten Ariern, dieselben gehörten vielmehr selbst zu den Naturvölkern im heutigen Sinn. Wollte man von vornherein überall auf bereits gesicherte Grundlagen bauen, so müßte man auf jede Hypothese, ja auf die Existenz beinahe der gesamten geschichtlichen Wissenschaften verzichten. Nicht einmal die sog. strengen Naturwissenschaften mit ihren grundlegenden und doch so streitigen Atom-, Molekular-, Bewegungs- und Wärmetheorien könnten vor so einer Kritik bestehen. Überall müssen wir uns mit relativ befriedigenden Erklärungen zufrieden geben. Volle Sicherheit ist nur in den mathematischen Wissenschaften möglich, soweit sie deduktiv zu Werke gehen.

¹ Wir erwähnen nur solche Lehren der genannten Forscher, welche für Beurteilung des Mutterrechts nicht belanglos sind.

stimmen darin überein, daß insbesondere die Urnamen für Ehemann den Herrn und Gebieter im Verhältnis zur Frau bezeichnen. Wie Delbrück sich ausdrückt, weist diese sprachliche Thatsache auf einen gesellschaftlichen Zustand, in dem der Mann (nicht etwa die Mutter der Mutterrechtszeit) das Haus regierte¹. Die Urnamen für Ehefrau beruhen auf der nämlichen, ein Gewaltverhältnis bezeichnenden Wurzel. Man hat daraus irrtümlich die volle Gleichstellung der Frau mit dem Manne erschließen wollen. Schrader weist aber diesen Schluß mit der Bemerkung zurück, daß es sich hier um eine bedeutungslose Femininbildung handeln kann im Sinne von: „die einen Herren Habende“. Der Name für die Frau sei einfach aus demjenigen für den Ehemann abgeleitet². Alles, was wir wissen, weist auf eine unbedingte Unterordnung der altarischen Frau unter die Herrschaft des Mannes.

Das arische Wort für Vater bedeutet nicht den Erzeuger. Wollte man z. B. im Sanskrit diesen Begriff ausdrücken, so mußte man sagen: Vater-Erzeuger, so in der Veda: „Wie viel hat wohl Indra von der Mutter, wie viel vom Vater-Erzeuger, der ihn erzeugt hat“. In dieser doppelten, nachdrücklichen Betonung äußert sich das Bewußtsein eines principiellen Unterschiedes zwischen den Begriffen Vater und Erzeuger. Der Vater tritt als Inbegriff der Güte und Hilfsbereitschaft auf, das Wort zeigt wahrscheinlich eine Anlehnung an eine alte „den Beschützer“ bezeichnende Wurzel³. An und für sich genügt es nicht, zu sagen, jemand sei Vater, um zu sagen, er sei auch Erzeuger; in verschiedenen Fällen konnte der Hausherr als Vater gelten, ohne Erzeuger des Kindes zu sein. Den Indogermanen gemeinsam war der Brauch, daß der Vater ein Neugeborenes von der Erde aufzuheben hatte, entgegengesetztenfalls wurde es ausgesetzt⁴.

¹ a. a. O. S. 408, 436. Delbrück scheint hier anzudeuten, in der Mutterrechtszeit sei die Mutter Oberhaupt des Haushaltes gewesen. Wie ausführlich dargethan wurde, ist diese Verquickung des Mutterrechts mit dem Matriarchat kein notwendiges Merkmal des ersteren.

² Schrader S. 199, 409, 557 ff.

³ Delbrück 446, 524.

⁴ Schrader 563 f.

Es konnte vorkommen, daß er ein von ihm gezeugtes Kind zurückwies, andererseits, daß er ein Kind aufnahm, welches notorisch nicht von ihm gezeugt war.

Der eigentliche Ursprung des väterlichen Namens reicht in sehr entlegene Vergangenheit — ist wahrscheinlich auf ein Lallwort der Kindersprache zurückzuführen. Es ist dies eine zuerst von Buschmann in seiner, eine ungeheure Menge von Beispielen umfassenden Arbeit über den Naturlaut¹ nachgewiesene Thatsache. Die gleichen Stammwurzeln für Mutter und Vater *ma* und *pa* sind nämlich über die ganze Erde verbreitet. Lubbock sammelte gegen 150 Beispiele des gleichen Gebrauchs dieser Namen in den verschiedensten Sprachen und bei Völkern verschiedenster Kulturstufen. Ein so frühzeitiges Auftreten des Vaters in der Familie stimmt vollständig mit den von uns entwickelten Lehren überein². Schrader schließt sich in Bezug auf den onomatopoetischen Ursprung bei dem indogermanischen Urvolk derselben Anschauung an³. Dies steht nicht im Widerspruch mit einer späteren Verbindung desselben Wortes mit dem Begriff „Beschützer“, aber höchst auffallend muß es erscheinen, daß nicht vielmehr der Begriff der Zeugung sich an das Urwort für Vater angeschlossen hat. Ursache hierfür ist aber, daß der Vater wohl als Beschützer, aber nicht notwendig als Erzeuger seiner Kinder von Uranfang an aufgetreten ist.

Auch sonst findet sich im alten Sprachmaterial nichts, was für die Notwendigkeit der Vaterzeugung als Grundlage der Familie hinwiese, hingegen tritt das Blutband durch die Mutter als Grundlage der Verwandtschaft vielfach äußerst energisch hervor. Das Weib, die Frau wird vor allem als Gebärerin aufgefaßt, es tritt diesbezüglich eine dem Sanskrit, iranischen, armenischen, griechischen, altslavischen, preussischen und gotischen gemeinsame Wurzel auf, welche gebären bedeutet⁴, derselbe Stamm soll sich im lateinischen *gens* wiederfinden, welches also folgerichtig, nicht

¹ Berlin 1853. Vgl. die sehr interessanten Ausführungen Tylors, Anfänge Kap. VI über die Namen Vater, Mutter u. s. w.

² Lubbock, Entstehung der Civilisation S. 354—360.

³ S. 197.

⁴ Schrader 557.

wie Schrader angiebt, auf Zeugung im allgemeinen, sondern auf den Begriff Geburt zurückweisen würde. Das Wort Sohn, welches gewöhnlich als Erzeuger (Stammhalter) oder Erzeugter gedeutet wurde¹, heisst nach Delbrück eigentlich „der Geborene“. Im Veda wird der Sohn gewöhnlich als der dem Vater Geborene bezeichnet. Das Wort enthält, wie Delbrück behauptet, nur eine Beziehung zur Mutter².

? Das griechische τέκνον bedeutet das Erzeugte (Kind), aber ohne Beziehung auf den Zeugungsanteil eines der Eltern, hingegen bedeutet das lateinische filius den Säugling, auch hier bloß mit Beziehung zur Mutter, ebenso gnatus in der alten lateinischen Sprache den Geborenen³. Sehr interessant sind diesbezüglich die griechischen Wörter κασίγνητος und ἀδελφός, welche den demselben Mutterleib Entsprössenen bedeuten und, wie es scheint, erst später allgemein für jeden „Bruder“ angewendet wurden. Ähnlich ὁμογάστρος, „der demselben Mutterleib entstammende“ im Sinn von Bruder und einige andere Ausdrücke bei Homer, ferner ἑὸς, ἑὸρες, welches ursprünglich die Kinder eines Schwesterpaares bezeichnete⁴.

¹ Deecke, Die deutschen Verwandtschaftsnamen. Weimar 1871 S. 94, 205. Max Müller, Essays I 26. Kuhn in Webers Indischen Studien I 325.

² Delbrück S. 454. Auf die Frage, ob aus dieser Etymologie geschlossen werden dürfe, daß die Alten lediglich eine Beziehung des Sohnes zu dem Weib, das ihn geboren, gekannt haben, antwortet Deecke: „Nach meiner Ansicht wäre ein solcher Schluß unzulässig. Die Wörter bezeichnen ja nicht das Ding nach allen seinen Merkmalen, sondern nur ein einzelnes Merkmal des Dinges und somit kann aus dem Umstand, daß Sunée eine Beziehung zur Mutter enthält, über die Stellung des Vaters weder nach der einen, noch nach der andern Seite eine Folgerung gezogen werden.“ Allein so richtig es ist, daß ein Wort nicht alle Merkmale des Begriffs in sich enthalten kann, so richtig ist es auch, daß man zur Bezeichnung des Begriffs ein charakteristisches, womöglich das kennzeichnendste und wichtigste Merkmal herauszugreifen pflegt. Warum wäre also in diesem und in einer Reihe anderer Verwandtschaftsnamen nicht die Beziehung zum Vater, sondern die zur Mutter zum Ausdruck gekommen, wenn wirklich die erstere maßgebend gewesen, hingegen die letztere bloß in zweiter Linie in Betracht gekommen wäre.

³ Delbrück 459 f.

⁴ Ders. 466, Schrader 537, 558.

Man wird gestehen, daß diese Gleichungen nicht nur dem Mutterrecht keineswegs widersprechen, sondern geradezu als Zeugnisse desselben zu dienen geeignet sind. Es tritt darin eine Nichtachtung der Bedeutung des väterlichen Zeugungsanteils für das Familienrecht und ein gleichzeitiges, nicht minder entschiedenes Übergewicht des mütterlichen Blutbandes an den Tag.

In der nämlichen Richtung bewegen sich andere Angaben der Philologen. Wie Delbrück darlegt, giebt es für Bezeichnung der Großeltern nur ein Wort, welches in mehr als einer Sprache erscheint, nämlich das dem lateinischen *avus* entsprechende, welches auch im germanischen, keltischen, lithauischen und slavischen nachweisbar ist¹. „Da nun diese Wörter, außer dem keltischen *oviter*, welches allgemeinere Bedeutung hat, nur den mütterlichen Oheim bezeichnen, so ist der Schluß gestattet, daß auch *avo*—s ursprünglich den Vater der Mutter bedeutete, und daß, wo es auch den Vater des Vaters bezeichnete, eine spätere Ausdehnung der Bedeutung stattgefunden hat. Auch die Herkunft des Wortes läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit feststellen, Man kann kaum umhin, es mit dem indischen *verbum av, ávati* (Freude haben, sich gütlich thun, sich an etwas sättigen, jemand wohl thun, gern haben, wünschen, lieben, an etwas Gefallen finden . . . begünstigen, fördern, ermutigen, helfen, schützen) zusammenzustellen.“ Demnach wird es „der Geliebte“ oder „der Schützer“ übersetzt. Letztere Bedeutung acceptiert Delbrück als die wahrscheinlichere, doch sei nicht zu übersehen, daß der Begriff des Gütigen bei *av* besonders hervortritt, so daß „Freund“ oder „Gönner“ den Sinn wohl genauer trifft als Schützer. Für die Annahme, daß bereits im indischen das Wort als Verwandtschaftsbezeichnung gebräuchlich gewesen, haben wir keine Belege. Eine gemeinsame Bezeichnung für den Vater des Vaters läßt sich überhaupt nicht nachweisen.

Schrader führt in Bezug auf den Mutterbruder folgendes

¹ Delbrück S. 482 f.; vgl. Schrader 547, der sich den Mangel der gemeinsamen Namen für die Großeltern aus der Mißachtung erklärt, welcher alte Leute in jener Urzeit preisgegeben waren und welche nicht selten zur Tötung der Greise führte.

aus¹: „Gemeinsame Namen für denselben bestanden zwar nicht in der indogermanischen, aber in der proethnischen Zeit. Avus bedeutet ursprünglich Vorfahren oder Ahnen überhaupt, nepos Nachkommen. Als nun innerhalb gewisser Sprachen jener Stamm für Mutterbruder angewendet wurde, folgte nepos diesem Zug und wurde im Sinn des Neffenverhältnisses zum Mutterbruder und zur Mutterschwester gebraucht. Auch Delbrück nimmt an, daß nepos am frühesten das Verhältniß des Kindes zum Vater der Mutter und zum Bruder der Mutter bezeichnete, da avus gerade ursprünglich diesen Sinn gehabt zu haben scheint. Erst später habe sich die Bedeutung ausgedehnt. In einigen Sprachen heißt *nêpot* besonders Schwestersonn. Die Bedeutung sei „der Kleine“, ein Kosewort, welches von jedem älteren Verwandten angewendet werden konnte und ganz besonders seitens der älteren Verwandten aus der Familie der Mutter, welche den Kindern nicht mit dem Ernst des väterlichen Großvaters (des Hausherrn) oder des patruus, sondern mit der Freundlichkeit des Gönners gegenübertraten“². Hingegen seien gemeinsame Namen für den Vaterbruder vorhanden³.

Aus diesen Thatsachen wurden nun die weitgehendsten Folgerungen gezogen. Man nahm an, der Mutterbruder sei in der Urzeit wenig beachtet gewesen; erst in proethnischer Zeit sei derselbe schärfer hervorgetreten, etwa wie Bernhöft glaubt, infolge des Einflusses mutterrechtlich organisierter, nicht arischer Ureinwohner Europas⁴, oder, wie Schrader und Delbrück annehmen, infolge der Milderung der Sitten und des Aneinanderrückens der ehemals feindlich gesinnten Stämme.

Diese Ansicht nun halten wir für völlig unhaltbar. Wie bereits ausgeführt wurde, beweist das Nichtvorhandensein des alten gemeinsamen Namens für Mutterbruder so gut wie gar nichts, umsomehr als, wie Delbrück selbst zugiebt, Bezeichnungen für

¹ S. 547 f., 549.

² S. 504 f. Nicht ohne humoristische Würze ist die Gegenüberstellung der Ansicht Schraders, wonach der Großvater mißachtet und vielleicht sogar erschlagen wurde.

³ Schrader S. 539.

⁴ Zeitschr. f. vergl. Rechtswissensch. IV, S. 5—7.

diesen Verwandten jedenfalls existiert haben müssen¹. Sehr zeitig muß die Stellung des Mutterbruders, sowie des Vaters der Mutter, derjenigen des Vaterbruders und des Großvaters väterlicherseits überlegen gewesen sein, sonst wäre es nicht zu erklären, daß gerade die Bezeichnung der erstgenannten Verwandten diejenige der letztgenannten vollständig verdrängt hätte. Hierzu kommt die gleiche Wandlung für die den Neffen bezeichnenden Namen. Würde es sich hier um eine vereinzelte Erscheinung handeln, so könnte dieselbe vielleicht als zufällig gedeutet werden. Es haben sich aber drei der wichtigsten Verwandtschaftsnamen in der gleichen Weise umgestaltet. Ein derartiges Zusammentreffen analoger Entwicklungen kann unmöglich zufällig sein. Unwillkürlich wirft sich die Frage auf, warum nicht die Namen der entsprechenden Vaterverwandten in den Vordergrund getreten sind, wenn diese im Leben thatsächlich das Übergewicht gehabt hätten. Sowohl Delbrück als Schrader behaupten, jene Ehrenstellung des Mutterbruders sei relativ späten Ursprungs. Delbrück schließt dies u. a. aus den altindischen in den Vedas und den ältesten Rechtsbüchern, namentlich denjenigen Gautamas, beschriebenen Formen des Grußes und der Ehrfurchtbezeigung gegenüber verschiedenen Verwandten. Es zeigt sich aus jenen Vorschriften eine in der ältesten indischen Zeit beobachtete, scharf markierte Ehrenstellung der Mutter, welche im ganzen derjenigen des Vaters sogar überlegen erscheint², hingegen eine wenn auch keineswegs überall durchgeführte Bevorzugung des Vaterbruders vor dem Mutterbruder, so insbesondere in den Trauergebräuchen³. Hingegen weisen die späteren indischen Quellen ein entschiedenes Hervortreten des Mutterbruders auf, über welches sich Delbrück folgendermaßen äußert⁴: „Überall, wo in den älteren Rechtsbüchern beide genannt werden, hat der Vaterbruder den Vortritt. Dieselbe Beobachtung macht auch Hopkins, zugleich bemerkt er aber, daß im Epos

¹ Der altindische Name lautet mātula.

² Delbrück S. 576. Dies ergibt der unbefangene Vergleich des selbst beigebrachten Materials.

³ a. a. O. 561, 567.

⁴ S. 586.

sich die Person des Mutterbruders in den Vordergrund drängt. In der Schlacht z. B. ist es jedesmal der Mutterbruder, den der in Gefahr befindliche Krieger nächst seinem Vater und Bruder zunächst zu Hilfe ruft. In der That der einzige in den Vordergrund tretende Oheim ist dort der Mutterbruder. Hopkins bemerkt ferner, daß Manu (der ja jünger ist als Gautama) diesen Standpunkt des Epos zu teilen scheine, und daß die jüngeren epischen Gedichte, die purāna, noch weiter gehen als das ältere Epos. . . . „Hopkins stellt zur Erwägung, ob die Veränderung eine rein linguistische sei, so daß nur das Wort für Vaterbruder durch dasjenige für Mutterbruder verdrängt worden wäre, wie im französischen der patruus durch den avunculus, ohne daß der Mutterbruder im Leben eine besonders hervorragende Rolle in Frankreich spielte. . .

„Im Indischen“, sagt Delbrück „scheint aber etwas derartiges nicht vorzuliegen und außerdem muß man doch bedenken, daß der mātula den pitrvya nicht wohl hätte aufsaugen können, wenn er stets in der altüberlieferten (?) tieferen Stellung ihm gegenüber geblieben wäre¹. Ich glaube also, daß man die andere Alternative, welche Hopkins andeutet, annehmen muß, die nämlich, daß das Vorrücken des mātula auf veränderten gesellschaftlichen Einrichtungen und Anschauungen beruht. Diese Veränderungen lassen sich nun wieder vermutungsweise auf verschiedene Gründe zurückführen. Man kann annehmen, daß die Inder im Lauf der Entwicklung mit Völkern in Berührung kamen, in deren Einrichtungen der Mutterbruder eine hervorragende Rolle spielte und daß sie von diesen beeinflusst wurden, indessen es fehlt an

¹ Hier begeht Delbrück ein hysteron proteron, indem er jene untergeordnete Stellung als altüberliefert annimmt, während gerade dieser Umstand erst bewiesen werden soll. Denselben Fehler begeht Delbrück auf S. 507, wo er zur Erklärung des Sanskritwortes für Vetter („eine Art Bruder, der andere Bruder“) hinzufügt: „Dabei ist wegen des Gesamtzustandes der alten Familie anzunehmen, daß sich die Benennung zunächst auf den Bruderssohn beschränkt hat.“ Es wird auf solche Art der Schein hervorgerufen, als ob jener ursprüngliche Gesamtzustand bereits festgestellt wäre und zwar in einem dem Mutterrecht entgegengesetzten Sinne, so daß jedes auch noch so schwache Argument als Bestätigung einer bereits erwiesenen Wahrheit acceptiert werden könnte.

einem Nachweis für die Wirklichkeit dieser an sich möglichen Annahme¹. Wir werden wohl voraussetzen haben“, fährt Delbrück fort, „daß die genannte Entwicklung sich auf den ursprünglichen arischen Grundlagen vollzog. Der *patruus* war nach der alten Familienordnung (wenn wir den Großvater als gestorben annehmen) neben dem Vater und etwa dem ältesten Bruder für die Kinder die höchste Respektsperson. Ihre Phantasie wird ihn in Indien mit ähnlichen Zügen ausgestattet haben, wie in Rom. Daneben stand der „Gönner“, der *avunculus*, welcher eben, weil er keine Rechte geltend zu machen hatte, den Kindern gemütlich näher treten mochte. Es war nicht unnatürlich, daß, je mehr das Zusammenleben und Zusammenhalten der alten Familie sich lockerte, der „Gönner“ aus dem Geschlechte der Mutter in eine immer bedeutendere Stellung rückte. Man sieht, daß an dieser Entwicklung noch manches hypothetisch bleibt, aber vollkommen sicher ist nur das eine, daß der *avunculus* seine hervorragende Stellung erst im indischen Mittelalter errungen hat. Damit treten denn auch die Ausführungen von Bachofen (*Antiquarische Briefe*) in die rechte Beleuchtung. Seine Citate aus dem Epos, betreffend die Stellung des *avunculus*, würden, falls es dessen bedürfte, die Angaben von Hopkins unterstützen können, aber sie sind völlig ungeeignet, zu erweisen, was Bachofen erweisen möchte, nämlich das hohe Alter der Ehrenstellung des *avunculus*: Gerade im indischen Altertum hatte derselbe diese Stellung nicht.“ Ebenso erklärt Schrader den Übergang des Namens des Mutterbruders auf den Vaterbruder daraus, „daß die Figur

¹ Dieselbe ist nicht bloß durch nichts begründet, sondern überdies überflüssig. Übrigens müßte man die nämliche Annahme bei verschiedenen europäischen Völkern machen, bei denen gleichfalls der Mutterbruder in ältester historischer Zeit kräftig hervortritt, ohne daß auch nur der geringste Fingerzeig für fremde Entlehnung spräche. Zur Widerlegung der Lehre, als hätte bei den alten Ariern selbst vor ihrer Trennung Mutterrecht geherrscht, weisen sowohl Delbrück als Schrader wiederholt und mit großem Nachdruck darauf hin, daß jeder Anhaltspunkt für Annahme promiscuer Geschlechtsverhältnisse bei jenem Urvolk fehle. Wir haben bereits nachgewiesen, daß die ursprüngliche Promiscuität sich in keinem notwendigen Zusammenhang mit dem Mutterrecht befindet, weshalb auch jenes ganze Argument hinfällig wird.

des mütterlichen Oheims die behaglichere wäre“¹. Der angebliche Aufschwung des Mutterbruders in der „proethnischen“ Zeit soll nach Schrader dem Zusammenhang zwischen Bruder und Schwester zuzuschreiben sein. Nach dem Tod des Hausvaters gehen die Rechte desselben auf den ältesten Sohn über; vor allem stehen die Frauen der Familie, Mutter und Schwestern, unter seiner Vormundschaft, dies scheint altindogermanisch zu sein; der Bruder sei Schützer und Pfleger seiner Schwester. Hieraus ergab sich, nachdem der Begriff der Verwandtschaft im Weiberstamm mehr und mehr Beachtung gefunden hatte, ein besonders nahes Verhältnis der Schwesterkinder zum Mutterbruder, dem Oheim. Als Beleg könne auch das *taciteische*: *idem apud avunculum quam apud patrem honor* dienen, trotzdem gehe der *patruus* nach Tacitus' Germ. 20 in der Erbfolge voran². Mit der erwähnten Annäherung zwischen den verschwägerten Familien soll es folgende Bewandnis gehabt haben: Nach Schrader³ läßt sich in der Urzeit aus den vorhandenen Wörtern keine Verschwägerung zwischen dem Schwiegersohn und den Verwandten der Frau nachweisen, wohl aber umgekehrt eine Verschwägerung zwischen der Frau und den Verwandten des Mannes. Mit der Ehe sei das Weib aus dem Kreis ihrer Anverwandten in den des Mannes übergetreten, was sie aber mit diesem vereinigte, zerriss zugleich ihre bisherigen Familienbande und knüpfte kein neues Band zwischen ihrer und des Mannes Sippe, das Weib verschwand so zu sagen in dem Haus des Ehegatten. Ebensowenig sei ursprünglich die Blutsverwandtschaft zwischen den Kindern jener Frau und ihren Verwandten beachtet.

Dies in Kürze die Lehren Delbrücks und Schraders. Wir bewundern den Fleiß und den Scharfsinn beider Linguisten, glauben jedoch beweisen zu können, daß ihre Schlußfolgerungen von Anfang bis zu Ende verfehlt sind und Bernhöft ohne Grund vor denselben kapituliert hat. Jene Grufsformen und

¹ S. 502.

² Dieser angebliche Vorrang soll weiter unten in den dem germanischen Recht gewidmeten Abschnitten besprochen werden.

³ S. 542.

Ehrfurchtsbezeugungen, auf welche Delbrück so großes Gewicht legt, sind vor allem nicht geeignet, den Zustand der urarischen Zeit zu illustrieren. Sie sind nämlich mit der indischen Religion, dem Opfer- und Sapindawesen auf das innigste verwachsen und können, wie Schrader mit Recht behauptet, nicht zu den alten Satzungen des indogermanischen Urvolks gehört haben. Auch die Opfergenossenschaft der Inder sei als Sonderentwicklung anzusehen, da hier die nordischen Analogien versagen¹. Aber selbst für eine Wandlung in der Stellung des Mutterbruders im altindischen Recht und Leben können sie nicht verwertet werden. Es ist ja nicht zu bezweifeln, daß eine stramme Hausgewalt des Vaters, welche auch auf die Vorrechte gewisser Verwandten desselben nicht ohne Einfluß bleiben konnte, in der Periode der Vedas wirklich existierte. Die betreffenden Lehren der Vedas, sowie der ältesten Rechtsbücher enthalten eine gleichsam offizielle Formulierung der patriarchalen Theorie. Wie dies jedoch in so vielen anderen Fällen konstatiert wurde, ist auch hier das Hinübergreifen der eigentlichen Blutsverwandtschaftsverhältnisse weit über die Grenzen des väterlichen Hauses hinaus durch die Existenz des Patriarchats keineswegs ausgeschlossen. Die Lieder der Mahabarat sind allerdings bedeutend späteren Ursprungs, sie sind aber doch älteste Denkmäler der nicht dem Lehrzweck gewidmeten und deshalb weniger tendenziösen, nicht theologischen und nicht juridischen Litteratur, welche uns nicht Normen für die Beziehungen des Lebens liefern will, sondern dasselbe so darstellt, wie es wirklich war. Durch keine Rücksicht gehemmt, schildern solche Heldenlieder — etwa wie Homer und die Nibelunge, die Fülle des Lebens, nicht bloß jenes *jus strictum* des engeren Hausverbands. Aus diesem Grund tritt in diesen Werken die Bedeutung der Verwandtschaft, insbesondere der Verwandtschaft durch Mütter, so entschieden hervor; ebenso wie in anderen Denkmälern der naiven Volkspoesie finden sich überdies hier zahlreiche archaistische Züge, Erinnerungen an die Kämpfe mit den Urbewohnern Indiens, welche älter sein können als selbst der Veda.

¹ Schrader 548, 558.

Die patriarchalische Rechtsordnung ist eine in sich geschlossene Rechtsordnung, gerade so, wie das Mutterrecht eine Rechtsordnung für sich ist. Die Ehe brachte zunächst Vatergewalt und Rechtsverhältnisse zwischen den Vaterverwandten und den Kindern hervor, aber die eigentlichen Verwandtschaftsbeziehungen konnten dadurch nicht alteriert werden; sie bestanden fort, hier sowie überall und machten sich im Rechte namentlich bei *Manu* neuerdings geltend, indem das nicht überwundene Mutterrecht begann, auf die Rechtsordnung neuen Einfluß zu erhalten, dem Patriarchat Boden abzugewinnen und solchergestalt nach der Elternfamilie hinzudrängen. Ein Hervortreten des Mutterbruders in Konkurrenz mit dem Vater ist eine jedem Ethnologen geläufige Erscheinung. Die Stellung des Mutterrechts in der *Mahabarat*, der Mutterverwandten bei den Germanen, vor allem aber die merkwürdigen an Zahl und Bedeutung gleich hervorragenden, auf die uterine Verwandtschaft das ausschließliche Gewicht legenden philologischen Gleichungen, die ich oben nach *Delbrück* und *Schrader* zusammengestellt, werden durch diese Hypothese vortrefflich erklärt, während eigentlich von den gegen dieselbe gerichteten linguistischen Angriffen gar nichts übrig bleibt. Denn die von *Delbrück* und *Schrader* gebotenen Erklärungen können doch kaum ernsthaft als solche anerkannt werden: Das bloße Näherrücken der Vater- und Mutterverwandten aneinander, die bloße Gemütlichkeit der Person des Mutterbruders soll genügt haben, demselben im Leben und schließlich im Recht eine mit dem Vater konkurrierende Bedeutung zu verleihen: das kann doch als glaubhafte Hypothese unmöglich acceptiert werden. Insbesondere das Übergewicht dem *patruus* gegenüber wird durch gar nichts begründet. Wenn schon der Vater bei den Indern, trotz seiner rechtlichen Stellung den ältesten Nachrichten gemäß weniger als Herr und Gebieter, denn als hilfreicher Gönner und Freund seiner Kinder auftritt¹, so ist nicht recht einzusehen, woher

¹ *Delbrück* 447: „Man stellte sich den Vater vor als den Inbegriff der Güte und Hilfsbereitschaft . . . die strafende Gewalt des Vaters wird selten erwähnt.“

gerade jener starre Respekt für den Vaterbruder stammen sollte, noch viel weniger aber, warum derselbe dem Mutterbruder gegenüber von Anfang angeblich bevorzugt, später entschieden zurückgesetzt wurde. Daß Schrader Tacitus' „sororum filiis idem apud avunculum quam apud patrem honor“ anführt, war für seine Theorie kein glücklicher Griff. Denn daß jemand die Schwesterkinder den eigenen Kindern gleichschätzte, das läßt sich aus dem bloßen Näherrücken der beiden Familien unmöglich erklären. Vielmehr ist dies selbst bei völliger Anerkennung der Kognition im weitesten Sinne, wie z. B. im modernen Recht völlig ausgeschlossen. Erklärt kann es aber werden durch früheres Mutterrecht; darüber ist auf so leichte Weise nicht hinwegzukommen. Auch Schraders Angabe, daß die Mutterbrüder nach Tac. (Germ. 20) durch die Vaterbrüder von der Erbfolge ausgeschlossen wurden, bedarf der Berichtigung. Der Umstand, daß Tacitus den patruus vor dem avunculus genannt hat, berechtigt zu einem solchen Schluß ganz und gar nicht. Die diesbezügliche Lehre Brunners dürfte sich nicht als haltbar erweisen.

Schließlich ist auch die Art, wie Delbrück die Zusammenstellungen Bachofens in dessen antiquarischen Briefen¹ behandelt, nicht zu billigen. Der Mutterbruder tritt nämlich in diesen sehr reichhaltigen auf die ältesten Teile der Mahabarat begründeten Ausführungen mit Vater und Sohn, Bruder und Bruder auf gleiche Linie², er ist der ständige und maßgebende Berater, der berufenste Beschützer seines Schwestersohns gegen alle Feinde, es ergibt sich aus den angeführten Schilderungen vieles, was nicht aus dem bloßen Näherrücken der Familien, nicht aus der bloßen Gemütlichkeit des Mutterbruders erklärt werden kann. Die Erklärungsversuche Delbrücks und Schraders treffen auf diese Verhältnisse nicht zu. Der unbefangenste Leser wird nach plausibleren Hypothesen hingedrängt. Keineswegs ist es, wie Delbrück meint, völlig sicher, daß der avunculus seine hervorragende Stellung erst im nordischen Mittel-

¹ Bachofen, Ant. Br. II S. 188—244.

² Das. S. 229.

alter errungen hat. Sicher ist nur das eine, daß die ältesten indischen Quellen, welche sich eben auf Darstellung der patriarchalen Verhältnisse beschränken, den Mutterbruder an zweiter Stelle nennen, aber auch sie bezeichnen ihn bereits als Gönner und Schützer und räumen ihm eine hochgeachtete Stellung ein.

Mit der von Schrader¹ hervorgehobenen Thatsache, daß sich nur Verschwägerung der Frau mit den Verwandten des Mannes für die Urzeit nachweisen lasse, aber keine Schwägerschaft des Mannes mit den Verwandten der Frau, verhält es sich folgendermaßen. Ist die Annahme Schraders richtig, daß in einer entfernten Vorzeit der Arier die Ehe durch Frauenraub, wenn auch nicht ausschließliche Eheform, so doch Normalehe war und ihren Stempel dem gesamten Familienrecht und den ältesten Hochzeitsgebräuchen aufdrückte, so ergibt sich daraus eine gewisse Feindschaft zwischen dem Mann und der Familie der Frau, welch' letztere nach dem Hause des Mannes geraubt, mit den Verwandten desselben in engere Beziehung gebracht wird. Beide Familien bleiben jedoch im übrigen außer Zusammenhang, so daß die Begriffe der Schwägerschaft mit den Verwandten des Weibes sich überhaupt nicht zu entwickeln vermochten. Irrtümlich ist jedoch Schraders Behauptung, durch eine solche Ehe sei das Band der Frau mit ihren bisherigen Verwandten zerrissen worden, sie sei sozusagen im Hause des Gatten verschwunden, ihre Kinder hätten mit den Mutterverwandten gleichfalls nichts zu schaffen gehabt. Wie in einem früheren Abschnitt gezeigt wurde, geht vielmehr die ausgedehnteste Praxis des Frauenraubs, trotzdem Frau und Kinder im Hause des Mannes wohnen, regelmäßig mit dem Mutterrechte Hand in Hand. Das Blutsverhältnis der Kinder zu den Mutterverwandten wird sorgfältig beachtet; auch die ihrer Familie abgeraubte Frau hört nicht auf, Mitglied dieser Familie zu sein, sie bleibt sogar Gegenstand des Schutzes ihrer Verwandten, welche diesbezüglich dem Manne gegenüberreten. Bei näherem Aneinanderrücken der einzelnen Volksbestandteile wird

¹ 542, 545 f.

dieser Schutz wirksamer, ohne jedoch als etwas neues aufzutreten. Fassen wir diese Bemerkungen zusammen, so ergibt sich folgendes: Die Beziehungen der Agnaten untereinander waren, wie überall zu Beginn der patriarchalen Altfamilie, Beziehungen des Rechtes, nicht der Blutsverwandtschaft; auf Herrschaft, nicht auf Abstammung begründet. Die gebräuchlichen Namen für die Agnaten bezeichneten daher nur diese Rechtsbeziehungen, während die Namen für die Verwandten des Weiberstamms wirkliche Blutsverwandtschaft bezeichnen. Ein Blick auf die mitgeteilten Benennungen bestätigt, daß dieser Unterschied mit einer durchgreifenden, alle Zufälligkeit ausschließenden Strenge in der altarischen Sprache eingehalten wurde. Daraus erklärt sich auch die, insbesondere von Bernhöft betonte Erscheinung, daß die älteren europäischen Völker sich vielfach ganz anderer Benennungen für die Verwandten der Mutter als für die des Vaters bedienten. Im selben Maße, als das Volksbewußtsein begann, das väterliche Blutband als ebenbürtig anzuerkennen, begann auch die Anwendung der für die bisher einzige Blutsverwandtschaft, d. h. für diejenige im Weiberstamm üblichen Namen auf die väterlichen Verwandten gleichen Grades. Also nicht einem neuerlichen Aufschwung des Mutterrechtes, sondern bloß einer Ausdehnung seiner Begriffe auf die Verwandten väterlicherseits, also einem letzten, entscheidenden Fortschritt der Paternität, ist die in Rede stehende Wandlung zuzuschreiben. Und weil das Recht dem Fortschritt und Bedürfnis des Lebens folgt, hat es nach und nach die alten, aus dem Volksmund verschwundenen Namen der Agnaten fallen lassen und die nunmehr allgemein gewordenen für die Blutsverwandtschaft an ihre Stelle gesetzt.

Die Ergebnisse der Sprachforschung sind demnach mit der Existenz und der Vorherrschaft des Mutterrechtes bei den Ariern keineswegs im Widerspruch. Die Resultate, zu denen wir in dieser Beziehung anderweitig gelangen, stimmen mit dieser Annahme vollkommen überein. Die Forschungen der Philologen machen es wahrscheinlich, daß die Arier in patriarchalischer Familienordnung, d. h. unter der Herrschaft von Hausvätern gelebt haben, aber weder dies noch irgend ein anderer uns

bekannt gewordener Umstand spricht gegen die Ansicht, daß daneben von altersher Mutterrecht geherrscht hat, welches in noch entlegenerer Zeit sogar zugleich noch Matriarchat gewesen sein mag.

Ein vergleichendes Studium der bisherigen Forschungen über das älteste Familienrecht der einzelnen indogermanischen Völker führt zu dem nämlichen Ergebnis; bei allen finden sich Spuren des Mutterrechtes, so daß die Existenz dieses Rechtssystems bei den gemeinsamen Vorfahren auch von diesem Gesichtspunkte aus äußerst wahrscheinlich wird. In der Einleitung zu „Mutterrecht und Raubehe“ (S. 9) habe ich versucht, in gedrängter Kürze die diesbezüglichen Ergebnisse zusammenzustellen. Seitdem sind jene Untersuchungen, in stetem erfolgreichen Kampf gegen mannigfachen Widerspruch, wesentlich erweitert und vertieft worden. Ein näheres Eingehen darauf würde eine umfangreiche Polemik erfordern und weit über die Grenzen der gegenwärtigen, den Principien gewidmeten Einleitung hinausführen. Nur ein wichtiger Punkt bedarf einer kurzen Erörterung. Ist es richtig, daß bei Kelten, Griechen, Römern und Germanen gewisse „Überlebsel“ des Mutterrechtes nachweisbar sind¹, so begegnet die Annahme, bei den alten Ariern sei bereits das agnatische Verwandtschaftssystem herrschend gewesen, einer nicht geringen Schwierigkeit. Jene ursprüngliche Agnation wäre nämlich jener Annahme zufolge, in späterer, historisch beglaubigter Periode in Mutterrecht übergegangen, aus welchem dann von neuem Agnation und schließlich das kognatische System des modernen Elternrechts hervorgesprossen wäre. Es wäre das aber eine geradezu unerhörte rückläufige Bewegung. Wir besitzen zwar einen nennenswerten Schatz von Erfahrungen über schon vollzogenen oder sich gegenwärtig vollziehenden Übergang vom Mutterrecht zur Agnation (oder zur Kognition in dem Sinne, daß mütterliches und väter-

¹ Auch bei den Slaven, insbesondere in den archaistischen südslavischen Rechten finden sich thatsächlich Reste des Mutterrechtes, welche leider bis jetzt nicht zusammengestellt wurden. Eine ergiebige Fundgrube hierfür sind die von der Wiener Anthrop. Gesellschaft publizierten Schriften von Kraufs.

liches Blut Verwandtschaft vermitteln), auch sind ja die treibenden Kräfte dieses Fortschritts bereits bekannt; hingegen kennen wir auch nicht einen Fall des Übergangs von Agnation zu Mutterrecht und keine Kraft, welche dahin führen könnte. Bernhöft nimmt in seinem Werk über „Staat und Recht der römischen Königszeit“¹ den, notgedrungen auch von Delbrück und Schrader acceptierten, Ausweg an, die Spuren „des Systems der Verwandtschaft im Weiberstamm“, welche sich im Altertum erhalten haben, seien auf die Indogermanen von den autochthonen Stämmen überkommen, auf welche sie bei ihren Invasionen stießen. Auf einen einheitlichen Ursprung seien sie nicht zurückzuführen, da sie bei den einzelnen Zweigen des indogermanischen Volksstamms bedeutende Verschiedenheiten aufweisen, offenbar weil sich dieselben mit Ureinwohnern verschiedener Stämme vermischt haben. Da aber Bernhöft selbst anerkennt, „das agnatische Princip scheine sich überall erst aus der Verwandtschaft im Weiberstamm entwickelt zu haben“², so muß dies auch auf die Arier Anwendung finden. Wir haben allerdings gesehen, daß Abweichungen von dieser Normalentwicklung nicht von vornherein ausgeschlossen erscheinen, sie treten aber als Ausnahmen von einer weithin herrschenden Regel auf und nichts spricht dafür, daß die arischen Völker zu diesen Ausnahmen gehört hätten. Die bedeutenden Unterschiede in den Resten des Mutterrechts bei ihren verschiedenen Zweigen erklären sich zur Genüge daraus, daß der Verfall des altarischen Mutterrechts resp. die Entstehung neuer Rechtsformen bei jedem Zweig gesondert von statten ging. Die Gleichförmigkeit, mit welcher „das agnatische System in den Grundzügen überall auftritt“, ist nicht groß genug, um den Rückschluß zu rechtfertigen, es sei schon in der gemeinschaftlichen Vorzeit der Indogermanen vorhanden gewesen. Sie ist überhaupt nichts den arischen Völkern eigentümliches, denn bei nichtarischen Völkern, z. B. bei den Semiten, tritt dasselbe in den nämlichen Formen auf. Auch die Thatsache, daß die Agnation „gerade bei den ältesten Völkern,

¹ S. 192.

² Das. S. 195, 202 f.

von denen wir Kunde haben, bei den Römern seit Urzeiten und bei den Griechen zur Zeit Homers“ besonders rein auftrete, ist ohne Belang, da beide Völker zur Zeit ihres Auftauchens in der Geschichte bereits höher civilisiert waren als die Germanen 1500, als die Slaven 2000 Jahre später, also eine lange vorhistorische Periode selbständiger Existenz hinter sich haben mußten. Nicht minder wichtig ist der sich aus der fundamentalen Unterscheidung zwischen Gewalt und Verwandtschaft ergebende Zweifel, inwieferne die patriarchale Familie der ältesten Griechen und Römer wirklich agnatisch war. Vieles spricht dafür, daß die verschiedenen bei diesen Völkern nachgewiesenen Symptome des Mutterrechts keineswegs Reste eines überwundenen Zustandes waren, vielmehr das Mutterrecht selbst als Princip der Verwandtschaft neben dem Patriarchat fort dauerte, während die Agnation im eigentlichen Sinne des Wortes erst in der Entstehung begriffen war¹. Weit entfernt davon, diese Fragen als endgültig gelöst zu betrachten, legen wir nur dagegen Verwahrung ein, daß man dieselben gegen das Mutterrecht mit solcher Sicherheit ins Feld führte, als ob sie wirklich in entgegengesetztem Sinne längst entschieden und sichergestellt wären.

¹ Vgl. insbesondere die Schriften Giraud-Teulon's, aber auch Bernhöfts Staat und Recht S. 138, 187, 204.

Sechstes Kapitel.

Entstehung der agnatischen Verwandtschaft. Priorität des Mutterrechts.

Übergänge vom Mutterrecht zur agnatischen Verwandtschaft. Ursachen dieser Entwicklung. Einfluß des Frauenraubs. Derselbe befördert das Patriarchat. Irrigkeit der Lehre von einem notwendigen Zusammenhang des Frauenraubs mit der Agnation. Bedeutung des Frauenkaufs als vermittelnden Moments zwischen Mutterrecht und Agnation. Allmähliches Emporkommen der Agnation bei zunehmender Sicherheit der physischen Vaterschaft. Wandlung der volksphysiologischen Anschauungen über die Zeugung. Einfluß der Berührung mit höher stehenden Kulturen und Religionen. Einfluß der Viehzucht und der Wanderungen auf Entstehung des Patriarchats.

Sehr geteilt sind bisher die Meinungen über die Priorität des Mutterrechts vor der Vatterverwandtschaft. Maine, Létourneau, Starcke behaupten geradezu, das erstere sei unbedingt und überall eine spätere Bildung gewesen, während die Verwandtschaft durch Väter von Anfang an vorgeherrscht habe. Dieser Widerstreit entspringt aus der Unklarheit der herrschenden Begriffe über Verwandtschaft und Gewalt; sobald eine Klärung derselben gelungen sein wird, dürfte Posts Voraussage in Erfüllung gehen, „daß demnächst allgemein die Primitivität des Mutterrechtssystems unwiderleglich wird nachgewiesen werden können“. Diese These ist aber, wie aus dem bisherigen zur Genüge hervorgeht, dahin zu deuten, daß allerdings die

Blutsverwandtschaft durch Mütter mit allen ihren Folgen derjenigen durch Väter voranging, aber sowohl gewisse Verhältnisse des Vaterschutzes und der Vatergewalt, als auch die Vorstellung von der Vaterzeugung neben und selbst vor dem Mutterrecht existiert haben können.

Wir besitzen sogar einige historisch beglaubigte Beispiele des Übergangs vom Mutterrecht zur Vaterverwandtschaft, hingegen kein einziges Beispiel der entgegengesetzten Entwicklung. Namentlich sind verschiedene indianische Völker in neuerer Zeit vom Mutterrecht zu einer überwiegend agnatischen Ordnung übergegangen. Jeden Zweifel darüber haben die ausgezeichneten, in dieser Beziehung erschöpfenden Untersuchungen H. Morgans im sechsten Kapitel seiner „Urgesellschaft“ behoben. Dieselben ergeben teils den unmittelbaren Beweis, teils den sicheren Rückschluß, daß auch diejenigen indianischen Stämme, welche heute Stammes-, Sippschafts- und Erbfolge in väterlicher Linie verfolgen, ehemals dem Mutterrecht unterworfen waren. Noch jetzt leben Männer, welche als Zeugen jener in neuerer Zeit vollzogenen Wandlung angerufen werden könnten¹.

Auch im malaiischen Rechtsgebiet ist ähnliches beobachtet worden. Bei den Redjang auf Sumatra ist der Übergang vom Mutterrecht zur Vaterverwandtschaft eine historisch erweisbare Thatsache, bei den Bataks daselbst läßt es sich thatsächlich verfolgen, daß sie das Mutterrecht geübt haben, bevor sie sich der jetzt herrschenden agnatischen Verwandtschaft zuwendeten².

Es darf nicht Wunder nehmen, daß derartige direkte Zeugnisse so wenig zahlreich sind, weil eben jene Naturvölker noch keine Geschichte haben. Nur wo Europäer Gelegenheit gehabt haben, durch lange Zeit Beobachtungen anzustellen und zugleich — was selten genug vorkam — jene Verhältnisse ihrer Aufmerksamkeit würdigten, besitzen wir eine unmittelbare Kenntnis der stattgehabten Rechtsentwicklung. In allen andern Fällen sind

¹ Vgl. Morgan, Urgesellschaft S. 144, ferner das. S. 140 Note 77. Vgl. auch Schoolcraft, Hist. condition and prospects etc. I 265, und über die Omahas, Owen-Dorsey, Smithson. Inst. Ethnol. III 1884 p. 211 ff. (Omaha Sociology): „Fatherright succeeded motherright“.

² Wilken, Over de Verwantschap S. 21 f.

wir auf Rückschlüsse angewiesen, denen es übrigens glücklicherweise an befriedigender Begründung nicht mehr fehlt.

Kompetente Beobachter sind beispielsweise auf diesem Wege zur Überzeugung gelangt, daß in Polynesien und im Kaukasus überall das Mutterrecht dem gegenwärtigen Rechtszustand vorangegangen sei¹.

Sehr zahlreich und sehr gewichtig sind die Beispiele, wo der Vater sich den wohlgegründeten Rechten der Muttersippe gegenüber ein günstiges Rechtsverhältnis zu den Kindern durch Geldopfer und allerlei juristische Umwege zu verschaffen sucht. Überall tritt er als der begehrende und sozusagen erobernde Teil auf, die Priorität des Mutterrechts durch diese Haltung auf das unzweideutigste dokumentierend.

Einer sehr verbreiteten Ansicht gemäß hat namentlich der Frauenraub dazu gedient, die alten Banden der Mutterverwandtschaft zu sprengen und eine von derselben unabhängige Vatergewalt über Frau und Kinder zu erzeugen, aus welcher sich späterhin die agnatische Verwandtschaft entwickelt haben soll. Wirklich sind einige Fälle bekannt geworden, wo der Frauenraub eine derartige Wirkung hervorbrachte. Insbesondere hat Wilken ein Beispiel aus dem indonesischen Gebiet beschrieben, wonach bei einem malaiischen Stamm die Männer aus ihrem Gemeindeverband in den der Frau zu heiraten pflegen und die Kinder dem Stamme der Mutter zugehören. Der Mann raubt aber mitunter das Mädchen und bringt sie in sein Dorf, worauf die Kinder als ihm gehörig anerkannt werden. Die Eltern des geraubten Mädchens werden seitens der Eltern des Mannes mit einer Buße abgefunden, welche dem ganzen Verhältnis das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrückt². Ein anderes Beispiel aus demselben Rechtsgebiet bietet Riedels großes Werk über

¹ Sokolski, Über die primitive Familienverfassung der Völker des Kaukasus. Russ. Revue 1883. 2. Heft; Über Polynesien: Kubary, Ausland 1880 S. 524. Die streng mutterrechtliche Familie der Carolinen- und Marschallinseln soll den einst in ganz Polynesien herrschenden Urtypus repräsentieren.

² Wilken, Plechtigheden 32 f.

die schlicht- und kraushaarigen Rassen¹. Auf einer Inselgruppe herrschte nämlich Polyandrie und Mutterrecht. Die im Krieg erbeuteten Weiber wurden aber als Eigentum der Männer angesehen und die mit ihnen erzeugten Kinder folgten dem Vater. Zur selben Gruppe von Thatsachen gehört die Zugehörigkeit der von Sklavinnen geborenen Kinder zur Familie des Vaters in solchen Ländern, wo die von legitimen Müttern Geborenen dem Mutterrecht unterliegen. So an der Loangoküste². Auch bei den nordafrikanischen Berbern und mehreren Negervölkern ist ähnliches beobachtet worden³. Alle diese Beispiele sind jedoch — so paradox dies auch klingen mag — durchaus nicht einem Brechen der Principien des Mutterrechts gleichzusetzen. Vielmehr bilden sie nur einen Anwendungsfall des Princip, wonach die rechtliche Stellung der Kinder von der rechtlichen Stellung der Mutter abhängig ist. Weil der Vater nicht in der Lage ist, dieses Princip zu beseitigen, giebt er den Kindern eine Mutter, welche sich in keinem andern Gewaltverband befindet außer in dem seinigen. Diese Kinder sind deshalb seine Kinder und stehen mit ihm in wechselseitigem Erbrechtsverbande, weil ihre Mutter sein ausschließliches Eigentum ist und sie die Schicksale ihrer Mutter teilen. Der Vater muß sich die Mutterschaft dienstbar machen, um seine Vaterherrschaft zur Geltung zu bringen. Überhaupt betreffen sämtliche Fälle, wo Frauenraub oder Ehe mit Sklavinnen in Betracht kommen, offenbar das Gewalt- und nicht das Verwandtschaftsverhältnis und haben für dieses nur insofern Bedeutung, als dadurch im Laufe der historischen Entwicklung die agnatische Verwandtschaft vermittelt wird. Von einem Entwicklungsgesetz, welches vom Mutterrecht zum Vaterrecht durch Vermittelung der Raubehe führte, kann keinesfalls die Rede sein. Vielmehr liegt hier nur eine von vielen Übergangsformen vor, deren bedeutende Verbreitung nicht nachweisbar ist. Wie wenig die Praxis des Frauenraubs mit der Vaterherrschaft und Verwandtschaft notwendig zusammenhängt, erhellt zur Evidenz

¹ Vgl. Post, Familie 97.

² Kohler, Zeitschr. VI 340.

³ Giraud-Teulon, Origines du mariage (1884) p. 440 ff.

daraus, daß in verschiedenen Fällen die Kinder dem Vater folgen, wenn ihre Mutter nicht geraubt, sondern durch Ehevertrag rechtlich erworben war, während gerade bei erfolgter Entführung alle oder einige Kinder der Mutterfamilie angehören¹. Diese Erscheinung tritt insbesondere dort auf, wo die Raubehe mit der Kaufehe in Konkurrenz tritt. Die Kaufehe ist Normal-ehe und zieht als rechtliche Folge die Vatergewalt nach sich. Die Raubehe hingegen ist außer stande, diese Rechtsfolge nach sich zu ziehn, sie gilt als Ehe, weil sie eheliche Verhältnisse erzeugt, aber der alte Familienverband der Frau und ihrer Kinder bleibt ihr zum Trotz aufrecht und selbst der alte Gewaltverband des Weibes wird nicht zerstört, wenn der Raub innerhalb der Friedensgenossenschaft stattfand — denn jener Gewaltverband ist rechtlich begründet, während der Raub in diesem Falle bereits den Charakter einer vom Recht mißbilligten Gewaltthat an sich trägt. Es erklärt sich aus dem Gesagten, daß verschiedene Völker die Raubehe in beträchtlicher Ausdehnung üben und nichtsdestoweniger beim Mutterrecht beharren konnten. Die klassischen Völker des Frauenraubs, wie die Australier und Cariben, waren zugleich mutterrechtlich, ja die Raubehe war vielfach zu einer, wenn auch noch recht handgreiflichen Hochzeitsceremonie verblaßt, ohne daß die mutterrechtliche Organisation dadurch wesentlich alteriert worden wäre. Den Schlüssel zum Verständnis auch dieses Verhältnisses enthält die Unterscheidung zwischen Verwandtschaft und Gewalt. Die Raubehe konnte auf die Blutsverwandtschaft gar keinen Einfluß üben, man erkannte dieselbe an, selbst wo die Frau einem andern Stamm angehörte. Nur ein faktisches Gewaltverhältnis des Entführers konnte auf solche Weise entstehen — ein Gewaltverhältnis, wie es so häufig neben dem Mutterrecht konstatierbar ist. Mit Ausdehnung und Kräftigung der Friedensgenossenschaft wird aber auch diese Hausgewalt des Mannes der Konkurrenz der Verwandten des Weibes preisgegeben. Es entsteht die Unterscheidung zwischen der rechtlichen Gewalt, welche bloß durch Vermittelung der

¹ So nach Bastian, Indonesien I 72; auf Halmaheira s. Post, Familienrecht 11.

Kaufehe und der bloß faktischen, welche durch Frauenraub erlangt wird. Der Frauenraub erzeugt zwar gewisse Rechte und Pflichten, aber sowohl die Frau als die Kinder gehören auch ferner dem Familien- und Schutzverband an, welchem das Weib abgeraubt wurde. Die Raubehe ist also der Agnation nur insofern günstig, als jede patriarchale Tendenz derselben günstig ist, gehört jedoch nicht zu ihren unmittelbaren Ursachen¹.

Klar tritt die Entstehung der Vatergewalt und Verwandtschaft ^u aus Matriarchat und Mutterverwandtschaft dort an den Tag, wo der Vater seine eigenen Kinder dem Gewalthaber ihrer Mutter abkauft. Denn derjenige der verkauft, ist Herr des verkauften Gegenstandes; derjenige der kauft, hat ihn erst zu erwerben. Der Vater wird nicht Herr seiner Kinder durch eheliche Zeugung, sondern bloß durch ein Kaufgeschäft. Post führt in seiner „Geschichte des Familienrechts“ mehrere Fälle dieser Art aus dem malaiischen Rechtsgebiet an², aber auch außerhalb desselben sind sie nicht selten. Das merkwürdigste Beispiel enthält das altirische Recht³. Im Ehebruch erzeugte Kinder gehörten von Rechts wegen dem Manne der Ehebrecherin. Die Ansprüche des wirklichen Vaters wurden aber bereits insofern anerkannt, als ihm die Befugnis gegeben war, die Kinder gegen Bezahlung eines Betrages an den Ehegenossen der Mutter sich zuzueignen. Durch derartige Gesichtspunkte wird der allmähliche Übergang von der Blutsverwandtschaft durch Mütter zu derjenigen durch Väter im Gegensatz zu der bloßen Herrengewalt des Vaters angedeutet. Im erwähnten Satze des keltisch-irischen Rechtes bereitet sich der Sieg der Idee der Vaterverwandtschaft über die der Mutterverwandtschaft vor. Die Entwicklung schreitet dann in der Richtung fort, daß der

¹ Vgl. hierzu Tylor, On a method etc. p. 259 f.

² S. 11. Hierher gehört die Ambil-anak-Ehe auf Sumatra, ferner Rechtsgewohnheiten auf Timor, und bei den Limbus in Bengalen, wo der Vater nur die Knaben abkauft, während die Töchter der Mutterfamilie verbleiben. Nach Starcke S. 93 f. bezieht sich das insbesondere auf Kinder der Limbus mit den benachbarten Lebchas. Alle Kinder gehören der Mutter, dem Vater bleibt es überlassen, ob er die Knaben kaufen will.

³ S. darüber Wilken, De vrucht etc. p. 28 u. Oostersche etc. p. 15.

Vater durchaus nur solche Kinder als die seinen anerkennt, die er selbst gezeugt hat und zugleich über die Familienzugehörigkeit der Kinder nicht mehr eine eigentumsähnliche Gewalt über ihre Mutter entscheidet, indem an Stelle des sachenrechtlichen Erwerbs einer Ehefrau ein rein familienrechtliches Verhältnis tritt. In der Entwicklung des Familienrechtes muß regelmäßig das Stadium der Vatergewalt zurückgelegt werden, bevor dasjenige der Vaterverwandtschaft erreicht wird. Daher, wie bemerkt, die Bedeutung des Frauenkaufs. Der für die Frau gezahlte Kaufpreis wird zugleich als Kaufpreis für die Kinder angesehen, weil die Herrschaft über diese nur durch die Herrschaft über die Mutter erlangt werden kann. Schliesslich rückt dieser dem Sachenrecht analoge Gesichtspunkt so sehr in den Vordergrund, daß die Ehe *liberorum quaerendorum causa* geschlossen wird. Ausserhalb dieser Rücksicht gilt die Ehe vielfach als bedeutungslos, ja selbst als nichtig oder willkürlich lösbar, wenn nicht die Geburt von Kindern erfolgt ist. So namentlich bei verschiedenen afrikanischen Völkern¹. Die funktionelle Bedeutung des Kaufpreises zeigt sich, wie Kohler sagt, an dem Schicksal der Kinder; solange der Kaufpreis nicht bezahlt ist, fallen die Kinder an die Familie der Mutter². Eine kurze Übersicht des auch von Kohler und Post gesammelten Materials ergibt folgendes Bild:

An erster Stelle verdienen jene Typen genannt zu werden, wo das Mutterrecht nach wie vor in der Regel aufrecht erhalten wird und erst durch Zahlung des Brautpreises die Kinder dem Vater zufallen: So geht bei einigen malaiischen Stämmen eine gewisse Eheform, bei welcher der Mann in die Familie der Frau heiratet und die Kinder dem Stamme derselben angehören, in eine andere, bei welcher derselbe Herr seiner Frau und Kinder ist, durch Zahlung des Brautpreises über³.

¹ Bei den Baeles bleibt die Frau im elterlichen Haus, bis sie ein Kind gebiert. Bleibt sie unfruchtbar, so zahlt ihr Vater den Kaufpreis zurück und die Frau bleibt überhaupt bei den Eltern. Ähnlich bei den Betschuanen und Barolong. Kohler, Zeitschr. V 344.

² Kohler, Studien über Frauenraub etc. a. a. O. S. 351.

³ Bei den Batak auf Sumatra. Wilken, Over de verwantsch. 45;

Der Reichere kauft sich das Patriarchat, der Ärmere muß sich mit der Unterordnung im matriarchalen Hause begnügen. Anderweitig werden die nach Bezahlung des Brautpreises geborenen Kinder dem Mann zuerkannt, während die früher geborenen in das Geschlecht der Mutter fallen¹. Bei gewissen indonesischen Stämmen vermag die Zahlung des Brautpreises nur einen Teil der Kinder dem Vater zuzuwenden, z. B. jedes zweite Kind, während bei Nichtbezahlung alle der Mutter folgen. Bei ungleicher Anzahl gehört das letzte Kind bei einem der malaiischen Stämme der Mutter zu, der Vater hat aber das Recht, sich dasselbe gegen Zahlung eines gewissen Preises anzueignen². Ein besonders wichtiges Beispiel teilt Riedel mit: Auf den Aaruiseln, deren Bewohner ethnisch den Australiern am nächsten stehen, heiraten die wilden — noch keinen Häuptlingen unterworfenen — Urbewohner ohne Brautschatz. Die Kinder gehören der Mutter an, welche sie zu ernähren hat, dem Vater steht nur die Namengebung zu. Bei den fortgeschritteneren Stämmen desselben Volkes wird als rechte Ehe nur die Kaufehe angesehen und die Kinder gehören dem Vater „wegen des bezahlten Brautpreises“³. Auch hier ist die Priorität des Mutterrechts außer Zweifel. Bei noch anderen Stämmen zieht die Zahlung des vollen Brautpreises das unbeschränkte Patriarchat, die Leistung eines geringeren Preises die Zugehörigkeit der Kinder zu den

bei den Alfoeren in Boeroe l. c. 52. — Kann auf den Tanembor- u. Timorlaoinseln der Mann durch irgend ein Unglück den Brautpreis nicht bezahlen, so lebt er in *matrimonio injusto* und ist verpflichtet, falls Kinder aus der Ehe vorhanden sind, den Eltern seiner Frau zeitlebens zu dienen. Post, Familie 194.

¹ Post l. c. 197. — So auf den Molukken: Wilken, Oostersche 8, 9; bei verschiedenen Alfoerenstämmen a. a. O. u. Riedel, Sluik en kroesh. R. S. 67 auf Wetar das. S. 448.

² Makassaren u. Buginesen: Wilken, Over de Verwantschap 69, 71; ders., De Verbreiding etc. p. 35.

³ J. G. F. Riedel, Der Aaruarchipel: Verh. der Ges. f. Erdkunde in Berlin 1885 Nr. 2. Auch auf Timor folgen die Kinder der Mutter nur, wenn der Brautpreis nicht bezahlt ist. Bastian, Indonesien II 15. Ebenso haben die Redjang auf Sumatra agnatische Verwandtschaft; bei Ehescheidung folgen die Kinder dem Vater, wenn aber der Brautschatz nicht bezahlt wurde, der Mutter. Wilken, De Verbreiding . . S. 36 Note; auch l. c. S. 35, Note 96.

Familien beider Eltern oder ihre Verteilung unter beide Familien nach sich ¹.

Ähnliches ist in Afrika beobachtet worden. Das Ankaufen der eigenen Kinder durch den Vater ist bei den Kimbundas, Makololo, Fantis und Sothonegern üblich ². Bei den Fanti gilt der Brautpreis zugleich als Kaufpreis für die künftigen Kinder. Trotzdem steht noch immer das Interesse der Mutterfamilie an denselben im Vordergrund. Dafs der Vater sie ernährt, gilt als ein der Mutterfamilie erwiesener Dienst. Sie bleiben im Falle der Ehescheidung beim Vater, die Mutterfamilie hat ihm aber trotzdem die auf Alimentation der Kinder aufgewandten Kosten zu ersetzen ³. Bei den Duallanegern verlangt der Ehemann Rückstellung des Brautpreises im Falle der Kinderlosigkeit, denn der Preis wird der Kinder wegen bezahlt ⁴. Bei Nichtbezahlung des Brautpreises bleiben die Kinder der Makololo in der Gewalt des mütterlichen Großvaters, diejenigen der Kimbundas in der Gewalt des Mutterbruders. In Ungoro kann allmähliche Zahlung des Brautpreises stattfinden. Bis zur völligen Zahlung gehören aber die Kinder dem Vater der Frau und müssen jedes mit einem Ochsen ausgelöst werden. In den Gallareichen ist der Gatte verpflichtet, dem Vater der Frau ein Kalb oder einen Ochsen bei Geburt des ersten Sohnes darzubringen, weiter hat der Schwiegervater nichts zu beanspruchen. Wurde aber diese Abgabe nicht bezahlt, so hat der Vater der Frau das Recht, aufser dem Ochsen so viele Salztafeln zu verlangen, als Kinder geboren werden ⁵. In den meisten Fällen des afrikanischen Rechtsgebietes haben wir es aber noch keineswegs, wie gewöhnlich angenommen wird, mit einem unmittelbaren Übergang zu vollem Vaterrecht zu thun; die Agnation — die Blutsverbindung durch Väter — wird noch

¹ S. Wilken, Over de Verwantsch. 97 ff. Oostersche en Westersche S. 8, 9.

² Kohler, Studien über Frauenraub etc. Zeitschr. V 351. Giraud-Teulon, Les origines (1. Aufl.) p. 161.

³ Giraud-Teulon l. c. 141.

⁴ Ausland 1880 S. 168.

⁵ Post, Gesch. d. Familie S. 198 f.

nicht entwickelt; es erfolgt zunächst bloß eine Aussöhnung des Mutterrechts mit der Vaterherrschaft, eine Sicherstellung derselben durch Vermittelung der Herrschaft über die Mutter. Die Fortdauer des Mutterrechts, die Priorität desselben, die Entstehung der patriarchalen Gewalt auf diesem Boden ist hierbei klar und unzweifelhaft. Die neu entstandene patriarchale Organisation ist der durch agnatische Blutsverwandtschaft begründeten ähnlich, der Kreis der Hausgenossen wird vom Vater beherrscht. Der weitere Verwandtenkreis bleibt unbedingt im Mutterrecht befangen, welches namentlich die erbrechtlichen Beziehungen noch lange beeinflusst. Einer der älteren Berichte über die Völker der Goldküste zeigt, wie auch dort die verschiedenen Entwicklungsstadien sich bei einem und demselben Volk hart neben einander erhalten haben. „Der Vater ist absoluter Herr und Eigentümer über Frau und Kinder, wenn er den Brautpreis bezahlt hat. Hat er dies nicht gethan, so gilt die Ehe, aber Frau und Kinder werden dann vom sklavenähnlichen Verhältnis ihren eigenen Verwandten gegenüber nicht befreit. Gerät aber diese Familie in Not, so wendet sie sich an den Mann, welcher jedoch die Verpfändung seiner Frau und eines oder mehrerer seiner eigenen Kinder dafür verlangt. Frau und Kinder verfallen dadurch in ewige Dienstbarkeit vom Vater, da sie gewöhnlich nicht ausgekauft werden können“¹.

Aber selbst nach Entwicklung des strengen Patriarchats und der Vaterverwandtschaft erhalten sich nicht selten unzweideutige Spuren des soeben geschilderten Zustandes. So erzählt Grout über das Recht der Zulukaffern²: „Ist ein Weib gesund, fruchtbar und arbeitsam, so verlangt ihr früherer Eigentümer eine Nachzahlung von mehr Vieh. Ist der Mann unfähig, zu zahlen, so muß er seine Kinder versetzen, um die Schuld auszugleichen. Ist das Weib unglücklich, schwach, kinderlos, so verlangt der Mann umgekehrt Entschädigung von ihrem früheren Eigentümer.“ Selbst hier greift also das Mutterrecht noch energisch in die spätere Organisation ein, denn nur als

¹ Cruickshank, Ein 18jähr. Aufenthalt. S. 144, 145, 147.

² Grout, Zululand. London.

Rudiment desselben ist die geschilderte Einmischung der Mutterverwandten erklärlich.

Wirft man seinen Blick auf die Gesamtheit der obigen Übergangserscheinungen, so kann man nicht umhin, zu staunen, daß die Thatsache der Priorität des Mutterrechtes noch immer angezweifelt wird. Nur wo eine wissenschaftliche Voreingenommenheit dagegen besteht, ist eine derartige Opposition begreiflich¹.

Das Verständnis für die Bedeutung des Frauenkaufs in dieser Entwicklung eröffnet nun auch eine etwas verschiedene Auffassung der diesbezüglichen Rolle des Frauenraubs. Daß derselbe in großer Regel das Patriarchat und die Agnation nicht geschaffen hat, ist bereits festgestellt worden. Aber er hat sie überall vorzubereiten geholfen, wo immer sich die Entführungsbuße in eine Ablösung und diese in den Brautpreis verwandelt hat². Dadurch wird eben die Herrschaft des Vaters zu einer rechtlichen Gewalt, welche allmählich den konkurrierenden Mächten des mütterlichen Hauses über den Kopf wächst.

Hierbei bleibt jedoch die Entwicklung keineswegs stehen. Die siegreich vordringende Vatergewalt verzehrt schließlich das ursprüngliche Übergewicht des Blutverhältnisses zwischen Mutter und Kind, sich selbst allmählich an dessen Stelle schiebend. Es entwickelt sich ein rechtlich relevantes System agnatischer Verwandtschaft, welches im konsequenten Verfolg der Entwicklung dahin gedeihen kann, daß die ursprünglichen Rollen geradezu umgetauscht werden, indem nur das Blut des Vaters für die Abstammung wesentlich wird, während ein etwaiges Rechtsverhältnis der Mutter zu den Kindern mit der Thatsache der Geburt nichts mehr zu schaffen hat.

Die Verwandtschaft durch Väter bahnt sich nicht auf solche Weise an, daß ein neuer Gedanke der Blutverbindung zwischen Vater und Kind, der früher nicht vorhanden gewesen wäre, nun-

¹ Zu den hier entwickelten Gründen hat Tylor den glänzenden, auf mathematische Principien der Wahrscheinlichkeit gestützten Beweis der Priorität des Mutterrechtes in seiner Abhandlung „On a method etc.“ hinzugefügt, auf welchen ich hier nur hinzuweisen brauche.

² Diese Streitfrage soll im Zusammenhang mit der Lehre von der Raubehe behandelt werden.

mehr zur socialen Geltung und rechtlichen Wirksamkeit käme. Vielmehr gewinnt die bereits längst vorhandene Idee jener Blutsverwandtschaft mit zunehmender Sicherheit der Vaterschaft immer mehr an Bedeutung. Weder ein einzelner Akt, noch eine bestimmte, scharf zu bezeichnende Kulturstufe bezeichnen die beginnende Herrschaft der agnatischen Verwandtschaft; dieselbe entwickelt sich langsam in unendlich vielen kontinuierlichen Übergangsstufen, bis endlich die Reste des alten Mutterrechts zu relativer Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden und die einseitige Vaterfamilie oder die Elternfamilie zur Ausbildung gelangt. In der Regel bildet sich die Hausgewalt des Vaters nach allen Richtungen aus, bevor die agnatische Blutsverwandtschaft das Mutterrecht verdrängt. Aus Mutterrecht entwickelt sich unmittelbar die Vaterverwandtschaft, wo die Vatergewalt bereits vorhanden war; wo hingegen das Matriarchat herrschte, mußte dieses erst überwunden und dem Vater eine entsprechende Stellung eingeräumt werden. Bei herrschendem Matriarchat hat gerade die weitverbreitete, demselben so günstige Gewohnheit der Übersiedelung des Mannes in die Sippe der Frau das allmähliche Entstehen der Vaterverwandtschaft begünstigt, denn innerhalb der mutterrechtlich organisierten Sippe entstanden allmählich gesonderte Haushaltungen¹, deren Haupt der Familienvater von Anbeginn war oder im Lauf der Zeit wurde, so daß die Vaterfamilie, welche als Hausgenossenschaft auftritt, bevor sie das Verwandtschaftssystem beherrscht, in den Stand gesetzt wird, die beengende Schale der mutterrechtlichen Organisation zu sprengen und eine dem wirklichen Gewaltverhältnis, sowie den Bedürfnissen des Erbrechts entsprechende Verwandtschaftsordnung zur Entstehung zu bringen. Den Übergang bezeichnet vielfach ein gewisses Gleichgewicht beider Geschlechter in Bezug auf Rechte und Pflichten, ein Gleichgewicht, das sich erklären läßt, wenn man bedenkt, wie mit dem Mutterrecht gewisse matriarchale Elemente Hand in Hand zu gehen pflegen, welche dem mächtig emporstrebenden Patriarchat eine Zeit lang die Wage zu halten vermögen. Sicher ist, daß mit diesen Wand-

¹ So z. B. bei den Indianern Nordamerikas.

lungen die volksphysiologische Anschauung über den relativen Zeugungsanteil der beiden Eltern in einem gewissen Zusammenhang steht. Nicht als ob dieselbe geradezu grundlegend wäre. Aber bei herrschendem Mutterrecht wird der Anteil der Mutter naturgemäfs in den Vordergrund gerückt, „eine ovulistische“ Anschauung gewinnt die Oberhand¹. Andererseits entsteht bei überwiegend patriarchalen Völkern leicht die volkstümliche Ansicht, das Kind entstehe nur aus dem väterlichen Samen, während die Mutter blofs den Boden abgebe, auf welchem sich derselbe entwickelt². So namentlich bei den Indern und Egyptern, so in späterer Zeit bei den Griechen. Wie Hellwald sich ausdrückt, tritt nun neben den Vater der Herrschaft ein Vater der Verwandtschaft. Damit mußte auch ein neuartiger Familienbegriff entstehen³. Ein sofortiges radikales Absterben des Mutterrechtes erfolgt aber trotzdem noch nicht, bis die Vaterschaft juristisch zur durchaus wesentlichen Voraussetzung der Familienzugehörigkeit geworden. Kommt es doch mitten im System des Mutterrechtes vor, daß man die Erzeugung der Tochter blofs dem Vater zuschreibt⁴. Überhaupt bewährt das Mutterrecht eine derartige Zähigkeit, daß gewisse Reste desselben durch allen Wechsel der Zeiten bis ins moderne Recht hineinragen. Noch immer ist die Konsequenz der modernen Auffassung über die Zeugungsphysiologie nicht in vollem Umfang gezogen worden. Der alte Grundsatz *pater est quem nuptiae demonstrant* hat überall einen gewissen Einfluß behalten. Der Beweis der Unehelichkeit eines während der Ehe geborenen Kindes wird mit besonderen Kautelen umgeben, ja es kann leicht vorkommen, daß ein Kind, dessen Erzeugung im Ehebruch notorisch ist — sowie ein Kind aus putativer, nichtig erklärter Ehe — dennoch den Namen und das

¹ Darüber Wilken, Das Matriarchat bei den alten Arabern. Lpz. 1884. S. 38 f. Ders. Eenige Opmerkingen S. 9 und Wilken: De Verbreiding van het Matriarchaat op Sumatra p. 19.

² Lippert, Familie 219—221, Bernhöft, Zeitschr. VIII 213. Über die Mohamedaner auch Bernhöft, Zeitschr. IX 417, auch IX 41.

³ S. Hellwald, Familie 531. Vgl. auch Westermarck S. 130.

⁴ So nach Cameron bei einigen Stämmen von Neusüd-Wales. Westermarck S. 130.

Vermögen des Vaters erben und überhaupt alle Rechte der ehelichen Kinder genießen wird. Wenn auch heutzutage auf verschiedene andere Art erklärt, ist dies dennoch ein unorganisches Rudiment alten Rechtes. Es wird ein solches Kind dem Vater zugewiesen, weil dessen Ehefrau es geboren hat. Bei strenger Durchführung der Idee des Vaterrechtes müßten solche Kinder unbedingt zurückgewiesen werden: der Beweis ihrer Unehelichkeit müßte nicht erschwert, sondern erleichtert werden. Sie sind ein Schlag ins Gesicht des Paternitätsprinzips. Überwiegende Gründe mögen für die herrschende Rechtsordnung sprechen, dieselbe ist aber nicht solchen Gründen zuliebe, sondern unter dem Druck der römischen und deutschen Rechtsüberlieferung ausgebildet worden. Der römische Satz *pater est quem nuptiae demonstrant* war von Anfang an ein Denkmal der alten patriarchalen Auffassung, wonach es dem Vater nicht notwendig auf Selbsterzeugung, sondern vor allem auf Familienzugehörigkeit der Kinder ankam. Auch bei den Germanen bestand der nämliche Grundsatz, wenn auch vielleicht in weniger scharfer Durchbildung. Der bereits wiederholt betonte Zusammenhang dieses Prinzips mit dem Mutterrecht soll weiter unten noch specieller dargelegt werden.

Außer der volksphysiologischen Anschauung über die Vaterzeugung wirken noch andere Momente auf Entstehung der agnatischen Verwandtschaft ein. So vor allem die Berührung mit höheren Kulturen und siegreichen Religionen. In unserer Zeit ist der Einfluß des von Missionären getragenen Christentums dem Matriarchat und Mutterrecht überall verderblich. Die heilige Schrift beider Testamente ist von der Idee des jüdischen Patriarchats durchdrungen, umgekehrt ist das Mutterrecht überall in mehr oder weniger inniger Verbindung mit den von der christlichen Mission bekämpften heidnischen Lebensgewohnheiten, mit Aberglauben und Glauben der heidnischen Völker. „Die Einflüsse der amerikanischen Behörden“, sagt Morgan¹, „und der Missionäre haben dem System des Mutterrechts stets entgegen gearbeitet. Ein Abstammungssystem, welches die Söhne enterbte, schien den ersten Missionären, die unter ganz anderen An-

¹ Urgesellschaft 141.

schauungen auferzogen waren, ungerecht und unvernünftig und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in einer Anzahl von Stämmen, einschliesslich der Ojibwas, der Wechsel unter dem Einfluß ihrer Lehren sich vollzog.“ So gewaltig der Zeitraum seit Entstehung des Christentums auch sein mag, so wahrscheinlich ist es dennoch, daß letzteres bereits in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens mit der gleichen Thatkraft gegen alle mutterrechtlichen Institutionen aufgetreten ist. Denn die jetzigen Beweggründe haben schon damals gewirkt. Historisch genommen, bildeten durchwegs solche Völker den Ausgangsherd des Christentums, welche längst das Mutterrecht hinter sich hatten. Ähnlich wirkte und wirkt heute noch der Mahomedanismus.. Wiewohl diese Religion eine grössere Schmiegsamkeit gegenüber volkstümlichen Traditionen bekundet, ja, denselben innerlich näher zu stehen pflegt, kann man doch an den afrikanischen Völkern mühelos verfolgen, wie Patriarchat und Agnation einen förmlichen Triumphzug im Gefolge des arabischen Glaubens gehalten haben, wie sie sich unaufhaltsam immer tiefer in die Gebiete alten Mutterrechts hineinfressen, dasselbe entweder bis auf unorganische Reste zerstörend, oder, wie bei den Tuaregs, durch ein daneben aufgerichtetes, einen bestimmten Teil der socialen Verhältnisse durchdringendes, agnatisches System in die Enge treibend, was naturgemäß den Anfang seines Endes bildet. Auch die Lehren der Brahmanen und Buddhisten haben die nämliche Tendenz. Wenn sie auch partikulär (wie etwa bei den Nairs von Malabar) mit dem Mutterrecht paktieren, sind sie doch von Anbeginn an patriarchal und mußten principiell demselben, wo sie es fanden, entgegen zu wirken suchen.

Eine andere, nicht minder gewaltige Triebfeder des Fortschritts war hier, wie im ganzen socialen Leben, das Vermögen und das Eigentum. Morgan bemerkt hierüber folgendes¹: „Nachdem man begonnen hatte, Haustiere herdenweise zu halten, die hierdurch sowohl eine Quelle der Nahrung als auch Gegenstände persönlichen Eigentums wurden und nachdem der Feldbau zum Einzelbesitz an Häusern und Äckern geführt hatte, mußte

¹ Urgesellschaft 291.

notwendig ein Gegensatz gegen das überkommene Erbrecht . . . entstehen, weil dasselbe die Kinder des Eigentümers, dessen Vaterschaft immer unstreitiger wurde, ausschloß und sein Eigentum seinen Gentilgenossen zuwies. Ein Kampf um eine Neuordnung des Erbrechts, an dem Väter wie Kinder beteiligt waren, mußte eine bewegende Kraft von hinreichender Mächtigkeit erzeugen, um diese Änderung zu bewirken. Sobald der Reichtum in grösseren Massen sich ansammelte und dauerhaftere Formen annahm und ein grösserer Teil desselben in Einzelbesitz überging, wurde der Umsturz der Abstammungsfolge in weiblicher Linie und deren Ersetzung durch den Mannsstamm unvermeidlich. Ein solcher Umschwung erhielt das Erbe in der Gens (Sippschaft), wie vorher, nur brachte er die Kinder in die Gens ihres Vaters und an die Spitze der agnatischen Verwandtschaft . . . und überdies mußte es dahin kommen, daß der Sohn berechtigt wurde zur Nachfolge in das Amt seines Vaters.“ Die Kinder hatten den väterlichen Reichtum erwerben geholfen, daher drängte sich die Anschauung auf, daß ihnen der vornehmste Anspruch auf diese Güter zustehe¹.

Bereits Spencer hat auf den Zusammenhang der Viehzucht mit dem Untergang des Mutterrechtes hingewiesen. Die viehzuchttreibenden Völker zeigen sämtlich die Tendenz in patriarchale Gruppen mit gesonderten Weideplätzen zu zerfallen. Der Einfluß der Frauen in der Familie wird energisch zurückgedrängt, weil die Männer durch die Viehzucht von ihnen wirtschaftlich unabhängig werden². „Die Trennung (des Patriarchen) von anderen Männern“, sagt nun Spencer, „macht die Thatsache klarer, daß die Kinder nicht bloß Kinder seines Weibes, sondern seine eigenen Kinder sind. Ferner hat die

¹ Morgan a. a. O. 467 f. Vgl. das. S. 403: „Das Anwachsen des Reichtums und das Verlangen einer Übertragung desselben auf die Kinder, war in Wirklichkeit die Triebfeder, welche die Monogamie schuf, um legitime Erben zu erhalten und deren Zahl auf die wirkliche Nachkommenschaft des Ehepaares zu beschränken.“ Vgl. im übrigen Kap. VII, wo dargelegt wird, wie im ältesten Erbrecht patriarchale und mutterrechtliche Gesichtspunkte vermengt werden.

² Lippert, Familie S. 34.

Gewohnheit der Nachbarn, die ganze Gruppe nach seinem Namen zu unterscheiden, zur Folge, daß man von den Kindern, die zu seiner Gruppe gehören, als von seinen Kindern spricht¹.“ Die Namengebung mag überhaupt einen gewaltigen Einfluß geübt haben. Bei den Indianern z. B. hat jede Gens ihre eigentümlichen Personennamen, so daß der Name jeder Person zugleich anzeigt, welcher Gens sie angehört. Dieser Gedanke wird mit derartiger Konsequenz durchgeführt, daß die bloße Thatsache der Benennung des Sohnes durch den Vater mit einem der väterlichen Gens zugehörenden Namen genügt, den Sohn der Gens der Mutter zu entfremden und ihn der Gesamtheit seiner Rechte und Pflichten nach der väterlichen Gens einzuverleiben². Die Namengebung bildet also ein hauptsächliches Kampfbjekt der Übergangszeit. Wenn schon im heutigen Recht die Bedeutung des Familiennamens eine sehr große und dieser Name für die Familienzugehörigkeit kennzeichnend ist, so muß dies im Altertum, wo man den Namen eine mystische, weissagende Kraft zuschrieb, in noch viel höherem Maße der Fall gewesen sein³. Die nordischen Quellen machen es nicht unwahrscheinlich, daß bei den Germanen, ähnlich wie bei den Indianern, gewisse Namen sich in der Sippe fortpflanzten, indem man dem Kinde den Namen des Vaters, des väterlichen Großvaters oder des Vaterbruders beilegte. Im nämlichen Geschlechte gab es in der Regel eine Menge Namensvettern, während selbst Familien, welche nach einem berühmten Ahnen oder nach ihrem Stammsitz einen zusammenfassenden Namen führten, denselben dem Namen der Einzelnen nicht zuzusetzen pflegten⁴. Ob in der germanischen Namengebung eine agnatische Sippschaftsordnung zum Ausdruck kam, während die mehrfach vorkommende Be-

¹ Sociol. I 693.

² Morgan a. a. O. 143, 146.

³ Vgl. Levi, Vorname und Familienname im Recht. Gießen 1888 und die Litteratur daselbst.

⁴ Weinhold, Altnordisches Leben 262—282 und Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 2. Aufl. I 96 ff. Über die Bedeutung der Namengebung als Symptom des Verwandtschaftssystems: Post, Familienrecht S. 14. Daselbst weitere Beispiele.

nennung nach der Mutter bloßes Rudiment alten Mutterrechtes war, diese sehr interessante Frage müßte einer monographischen Sonderuntersuchung vorbehalten bleiben. Die Namengebung war Sache des Vaters und wurde nur ausnahmsweise der Mutter überlassen.

Ein sehr wichtiger und zu wenig beachteter Faktor der Übergangszeit, dessen Betonung Wilkens Verdienst war¹, ist der Einfluß der Wanderungen auf Patriarchat und Vaterfamilie. Wie in der Welt der Tiere, so üben auch in der Welt der Menschen die Wanderungen die allertiefste Wirkung. „Emigrationen können, wo sie in kleinerem Maßstab (d. h. nicht in ganzen Volksmassen) stattfinden, das Patriarchat zur Folge haben. Deutlich wird dies am Beispiel der nordamerikanischen Indianer. Powell machte auf Grund eigener Beobachtungen auf die Notwendigkeit aufmerksam, welcher diese Stämme unterliegen, sich der Jagd wegen über das Land zu zerstreuen, als auf eine der vornehmsten Ursachen des Übergangs von der weiblichen zur männlichen Verwandtschaft. Der Mann entfernt solchergestalt sein Weib aus der Nachbarschaft der um das Mutterhaus herum angesiedelten Oheime und Brüder und bekommt naturgemäß sie und ihre Kinder in seine Gewalt. Es beginnt nun eine Art von Patriarchat mit männlicher Blutsverwandtschaft“².

Wiewohl das Patriarchat an sich die agnatische Verwandtschaft nicht zur unmittelbaren Folge hat, bildet es doch ihre historische Grundlage und ihre gesellschaftliche Vorbereitung. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch bei anderen, einen starken Wandertrieb bethätigenden Völkern die nämliche Ursache nicht wenig zur Erzeugung der agnatischen Rechtsordnung beitrug.

Wie die Entstehung des Mutterrechtes, so ist also diejenige des Patriarchats nicht auf eine einzige dominierende Ursache, sondern auf eine Reihe teils wirtschaftlicher, teils sonstiger sozialer Erscheinungen zurückzuführen, welche, sobald eine gewisse Kulturstufe erreicht ist, allmählich aber sicher diese für die ganze Menschheit so wichtige Änderung herbeiführen.

¹ Wilken, De Verbreiding S. 11.

² Tylor, On a method p. 258 f.

Siebentes Kapitel.

Einfluss des Mutterrechtes auf das Erbrecht und auf den Stand der Kinder.

Die rein mutterrechtliche Erbfolge bildet eine seltene Ausnahme. In der Regel äußert sich im Erbrecht der Einfluss der Vatergewalt. Die mutterrechtliche Erbfolge hält sich nicht strenge an die Nähe des Blutbandes; Mischverhältnisse infolge der sich kreuzenden Einflüsse von Verwandtschaft und Gewalt. Die Erbfolge in Ämter und Titel ist nicht überall stationärer als jene ins Vermögen. Ursprung des Grundsatzes, daß der Stand der Mutter über denjenigen der Kinder entscheidet. Frühere und spätere Theorie Wilkens. Jener Grundsatz soll bloß Folge der mit dem Frauenkauf verbundenen eigentumsähnlichen Gewalt sein. Kritik und Widerlegung dieser Lehre. Historischer Zusammenhang der Ehe ohne mundium mit dem Mutterrecht. Schluss.

Die bisherigen Schilderungen der Urfamilie stellen die Erbfolgeordnung gewöhnlich schematisch dar: als mutterrechtlich zur Zeit des Mutterrechts; agnatisch zur Zeit der Agnation. In Wahrheit findet sich die rein mutterrechtliche Erbfolge nur bei denjenigen Völkern, bei welchen die Schutz- und Gewaltstellung des Vaters durch den Einfluss der Mutterverwandten vernichtet oder doch sehr geschwächt wurde, so namentlich in bedeutender Verbreitung bei den Indianern Nordamerikas¹ und bei

¹ Vgl. Morgan, Urgesellsch. sowie die Zusammenstellung bei Post, Gesch. d. Familienr. S. 15--18.

den Negern, ferner bei malaiischen und verschiedenen polynesischen Stämmen. Aber bei allen anderen mutterrechtlichen Völkern, in der grossen Mehrzahl der Fälle, spielt wie im Leben, so auch im Erbrecht das Verhältnis zwischen Vater und Kind eine gewisse Rolle. Der Vater sucht seinen Kindern entweder bei Lebzeiten sein Vermögen zuzuwenden, das Entstehen einer Erbfolge auf solche Weise vorbereitend¹, oder er hinterlässt ihnen gewisse, speciell seiner Disposition überlassene Gegenstände², oder sogar sein ganzes Vermögen³. Es

¹ So z. B. geht auf den Palauinseln das Erbe des Mannes auf die Schwestersöhne über. Seinen eigenen giebt er bei Lebzeiten einiges Geld, welches er vor jenen sorgfältig verborgen hält. Kubary im Warschauer „Athenäum“ Bd. X Th. I (1885) S. 51. Bei den Navajos in Nordamerika suchen die Väter das mutterrechtliche Neffenerebrecht zu umgehen, indem sie ihr Gut bei Lebzeiten ihren Kindern schenken. Bancroft I 505. Über die malaischen Völker Wilken, De Verbreiding 19, 21. Die rechtlichen Erben müssen dem Manne ihre Erlaubnis dazu erteilen, seine eigenen Kinder bei Lebzeiten zu beschenken.

² An der Küste von Guinea geht das Vermögen des verstorbenen Mannes auf seine Schwesterkinder über, mit Ausnahme der Waffen, welche sein ältester Sohn erbt. Post, Anfänge 134, Starcke S. 74, auch Giraud-Teulon 1. Aufl. S. 32. Bei den Khassias in Indien fällt das Vermögen des Verstorbenen an sein Weib, oder falls dieses bereits verstorben, an dessen Verwandte. Nur der Schmuck und die Kleider, welche der Mann bei Lebzeiten getragen, fallen an seine Verwandten. Post, Grundlagen 293. Auf Ambon und den Uliassen fällt alles Vermögen des Hausvaters an seine Witwe. Mit ihrer Zustimmung können jedoch Waffen, Jagd, Fischereigerätschaften und Fahrzeuge unter die Söhne gleich verteilt werden, während der Anteil der Tochter, Hausrat, Gold- und Silberschmuck in der Mutter Verwahrung bleibt. Post, Familienr. 303. Hierher gehört auch der Fall, wo der Mann seine Familiengüter, welche ihm als freies Eigen zugeschrieben werden, seinen Söhnen übermacht, während im übrigen Mutterrecht herrscht. Wilken, De Verbreiding van het Matriarchaat op Sumatra p. 11.

³ So namentlich in den mittelamerikanischen Indianerstaaten. Bei den Cariben: Martius, Ethnol. 60; speciell auf Haïti: Waitz III 382 und IV 326. In Cueba, Comague, Darien: Bancroft I 769. Chibehas in Bogota (das bewegl. Vermögen des Mannes samt dessen Weibern unter die Söhne verteilt): Waitz IV 359. Bei den Nutkas: Bancroft I 197. — Bei den malaischen Stämmen Wilken passim. Von den Afrikanern nennen wir die Kembrabasaneger am Zambesi. Zunächst erben die Schwesterkinder, dann die Söhne. S. Peschel, Völkerkunde 244 nach Livingstone.

treten hierbei die mannigfachsten Mischformen auf. Die Erbfolge der Kinder erscheint dann durchwegs als unorganischer Bestandteil mitten in das mutterrechtliche System hineingesprengt. Denn meistens sind es eben nur die Kinder des Mannes, welche vor, neben oder nach seinen Geschwistern oder Schwesterkindern erben; die übrigen agnatischen Verwandten bleiben gleichzeitig von der Erbfolge ausgeschlossen. Denn mit dem Mutterrechte konkurriert die Haus- und Schutzgewalt des Vaters, aber die entfernteren Agnaten kommen rechtlich noch nicht in Betracht. Nur die Vatergeschwister und deren Kinder werden mitunter im Erbrecht gleichfalls berücksichtigt. Allerdings trägt das Erbrecht der Kinder nach ihrem Vater in sehr vielen Fällen die unverkennbaren Zeichen einer späten Entstehung aus früherem reinerem Mutterrecht an sich. Dies hat namentlich Wilken an den malaischen Völkern überzeugend nachgewiesen. Wir können da förmlich mit den Händen greifen, wie die über die ganze Erde verbreiteten Institutionen des Erbrechts in innigster Verbindung mit dem alten Mutterrecht zur Entstehung und Entwicklung gelangt sind. Dies gilt namentlich auch von Heergewäte und Gerade. Sämtliche Beispiele eines Heergewätes, welche einen Ausblick auf die Entstehungsart gestatten (vgl. oben S. 136 Note 2), weisen auf früheres Mutterrecht zurück. Das Heergewäte ist wahrscheinlich aus den bereits erwähnten Zuwendungen des Vaters an seine Söhne unter Lebenden entstanden und hatte überall den Zweck, die mutterrechtliche Erbfolge zu umgehen. Durch das Anwachsen der dem Manne unterworfenen Vermögensbestandteile, dem Umfang und dem Werte nach, wurde das ganze Erbrecht bei emporkommendem Patriarchat zu Gunsten seiner Kinder verschoben, während alle von Uralters her der dazumal herrschenden, mutterrechtlichen Erbfolge unterliegenden Sachen als Gerade noch lange den Verwandten mütterlicherseits (mit Bevorzugung der Weiber) vorbehalten blieben. Der offenkundige Zusammenhang des Heergewätes mit dem Mutterrecht ist insbesondere mit Rücksicht auf die südslavische und germanische Analogie zu beachten¹.

¹ Über die südslavische Gerade Kraufs, Brauch u. Sitte S. 297.

Wo strenge Hausgewalt des Mannes herrscht, kann das bestehende, noch so folgerichtig entwickelte Mutterrecht ein Emporkommen der Erbfolge vom Vater auf den Sohn nicht verhindern. Ein merkwürdiges Beispiel liefert das zu den klassischen Ländern des Mutterrechtes zählende Australien. Stamm und Familienzugehörigkeit hängen dort ausschließlich vom mütterlichen Blute ab, jedoch der Landbesitz wird nicht durch die Mutter vererbt, sondern vom Vater auf den Sohn, eventuell auf die Söhne der Töchter¹. Charakteristisch ist zugleich der Umstand, daß gerade der am spätesten entwickelte Bestandteil menschlichen Privat-Eigentums, das unbewegliche Gut, einer solchen Erbfolge unterliegt. Die Vatergewalt hat eben bereits Zeit gefunden, ihre rechtlichen Konsequenzen zu entwickeln und zwar nicht das gesamte Recht, aber doch seine jüngste Gestaltung in ihren Bereich zu zwingen.

Die Erbfolgeordnungen zeigen bei Festhaltung der allgemeinen Principien der Mutterverwandtschaft und des väterlichen Gewaltverbandes, doch kein konsequentes Festhalten an der Nähe des Blutbandes. So sind z. B. bei den Barea und Bazen die Kinder vom Erbe nach Vater und Mutter ausgeschlossen. Erbberechtigt sind nacheinander der Bruder von der gleichen Mutter, der älteste Sohn der ältesten Schwester, ihre weiteren Söhne nach der Reihenfolge des Alters, der älteste Sohn der jüngsten Schwester; erst wenn keine dieser Personen am Leben ist, die (älteste) Schwester des Verstorbenen, welche also durch ihre eigenen Kinder vom Erbe ausgeschlossen wird; schließlich in Ermangelung einer Schwester die Schwestertochter. Es zeigt sich hier Berücksichtigung der Erstgeburt und Bevorzugung des männlichen Geschlechtes, unter strenger Durchführung der Principien des Mutterrechtes². Erbberechtigt sind

¹ Waitz-Gerland VI 793. Nicht auf die Söhne der Söhne! Also wieder eine der so häufigen Kombinationen patriarchaler mit mutterrechtlichen Ideen.

² Munzinger, Ostafr. Studien S. 490. Den gleichen Grundsätzen ist die Blutrachepflicht unterworfen, indem nur Brüder und Schwesterkinder dafür verantwortlich sind, während die eigenen Kinder das Blut ihres Vaters gar nichts angeht.

die Geschwister und Geschwisterkinder, welche durch uterine Verwandtschaft mit dem Erblasser verbunden erscheinen. Bei den Telugu und Malabaren (Nairs u. s. w.) vererbt das eigene Vermögen des Mannes auf 1) seine Schwester, 2) ihre Söhne und Töchter, 3) die Kinder dieser Töchter, 4) die Mutter des Erblassers, 5) die Schwester der Mutter, 6) deren Kinder, 7) die Großmutter mütterlicherseits und ihre Nachkommen. Hier liegt also bei reinem Mutterrecht die Parentelenerbfolge vor, aber ohne strenge Berücksichtigung der Verwandtschaftsnähe, da auch hier die Mutter des Erblassers durch ihre Töchter (seine Schwestern) und durch die Nachkommen derselben vom Erbe ausgeschlossen wird¹. Trotz Herrschaft des Mutterrechts und sehr bedeutender socialer Stellung des Mutterbruders wird derselbe hier unter den Erben nicht ausdrücklich genannt. Er käme vermutlich erst nach der Großmutter an achter Stelle in Betracht.

Bei den Khassya in Siam sind Erben eines Mannes, der im Mutterhause lebt (nacheinander): 1) die Mutter, 2) die Großmutter, 3) die Schwester, 4) deren Kinder, 5) die Brüder des Verstorbenen, 6) die Mutterschwestern, 7) deren Kinder, 8) Schwestern oder Kinder der Großmutter, resp. Urgroßmutter. Hier ist der Bruder seinen Schwestern und ihren Kindern nachgesetzt, ebenso der Mutterbruder der Mutterschwester; er folgt erst an entfernterer Stelle nach der Großmutter. Im Gegensatz zum zweitvorhergehenden Fall werden also hier die Weiber vor den Männern sichtlich bevorzugt².

Bei den Indianern Nordamerikas waren in erster Linie nach der verstorbenen Frau erbberechtigt: Kinder, Schwestern, Brüder, Schwesterkinder; nach dem Mann: Brüder, Schwestern, Mutterbrüder; bei anderen Stämmen in erster Linie die Schwesterkinder. Von seinem Vater und dessen Verwandten konnte niemand etwas erben³.

¹ Ausland 1880 S. 376.

² Post, Grundlagen S. 293 f.

³ Im allgemeinen: Waitz III 107 über die Creeks: Schoolcraft, Hist. and. Stat. I 282. Navajos: Bancroft I 505. Irokesen: Schoolcraft l. c. III 195, Morgan, Urgesellsch.

Wo immer die Erbfolge zwischen Vater und Sohn, sowie unter den nächsten, entweder durch den Haus- und Gewaltverband, oder durch uterine Verwandtschaft dem Vater nahe stehenden Personen, zum Durchbruch gelangt ist, treten diese dem Erblasser rechtlich nicht verwandten Personen in bunter Reihenfolge neben den Blutsverwandten als erbberechtigt auf. Vor allem pflegt der Sohn eines verstorbenen Mannes in die Erbenreihe eingeschoben zu werden, entweder vor allen Mutterverwandten¹ oder neben den Schwesterkindern zu gleichem Rechte, oder zu besserem Rechte als diese, indem dem Sohn der grössere Teil des Erbes zuerkannt wird. Anderweitig folgen in erster Linie Brüder- oder Schwesterkinder und erst nach ihnen die Söhne des verstorbenen Mannes². Vielfach zeigt sich die Tendenz der Aussonderung besonderer Vermögensmassen, welche speciell der Disposition des Mannes von Todeswegen überlassen werden und seinen Kindern am frühesten zu gute kommen. So erbte auf Haiti nach einem Mann sein ältester Sohn, in zweiter Linie der Bruder vom selben Vater, wenn das Vermögen vom Vater des Erblassers herrührt; stammt es von dessen Mutter, so geht es zunächst auf den Sohn, und wenn kein Sohn am Leben, auf den nächsten Verwandten mütterlicherseits über³. Ähnliche Erscheinungen konstatiert Wilken bei den Malaien, wo insbesondere die Errungenschaft — das Selbstersparte und Erworbene — den einzelnen Kindern des Mannes ganz oder teilweise zukommt, wenn auch im übrigen das System des Mutterrechts vorwiegt. Auch das mehrfach vorkommende Heergewäte gehört zu dieser Kategorie. Die Tendenz, das von Weibern herrührende Gut wieder Weibern, das von Männern herrührende Männern zuzuwenden, wird auf der Kulturstufe des Mutterrechts gleichfalls mehrfach bemerkbar. Geht man von der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen Gewalt und Verwandtschaft aus

¹ Bei den Cariben: Waitz III 382. Kembrabasas am Zambesi: Peschel, Völkerkunde.

² Wilken, Verbreitung S. 18—21. Dasselbst eine ausgezeichnete Übersicht der mannigfachen, im malaiischen Rechtsgebiet durchwegs vertretenen Übergangsstufen.

³ Waitz IV 326.

und schätzt man nach Gebühr die sich kreuzenden Einflüsse dieser mächtigen Kultur-Principien, so wird man in den meisten Fällen bei aller Mannigfaltigkeit dennoch die Wirkungen derselben auseinanderzuhalten vermögen. Man wird begreifen, daß bei voll herrschendem Mutterrecht gewisse Agnaten, z. B. Bruderkinder zur Erbschaft berechtigt sein können: Obwohl derartige Rechte mitten im Gefüge des Mutterrechtes unorganisch und gleichsam äußerlich aufzutreten pflegen, bilden sie doch weder einen Widerspruch noch eine Anomalie, weil eben die Existenz des väterlichen Haus- und Gewaltverbandes bei herrschendem Mutterrecht weder ein Widerspruch noch eine Anomalie ist. Die wechselseitige Rangordnung der uterinen Verwandten und der wenigen zur Erbschaft berufenen Agnaten hängt im allgemeinen offenbar von gar keinem logischen Princip ab, sondern einzig und allein von Machtverhältnissen, die sich im Lauf der Entwicklung verschieben, und zum energischen Hervordrängen der Agnaten, oder umgekehrt zu ihrer völligen Eliminierung aus der Reihe der Erbberechtigten führen können.

Kohler¹, Riedel und Wilken² gelangen zum Ergebnis, die Erbfolge in Ämter und Titel erhalte sich weit länger beim alten Mutterrecht als die Erbfolge in Güter und bleibe bestehen, wo letztere bereits vollständig umgewandelt sei. Namentlich sei das Häuptlingtum diesbezüglich stationärer und altertümlicher, als die Vermögenserbschaft. In solcher Allgemeinheit ist jedoch diese Lehre unrichtig, wiewohl sie in der Mehrzahl der Fälle thatsächlich zutrifft. Denn aus dem afrikanischen Rechtsgebiet sowohl, als aus dem amerikanischen lassen sich verschiedene Beispiele für eine entgegengesetzte Entwicklung anführen. Der Vater beschäftigt sich schon bei Lebzeiten mit der Erziehung des Sohnes, welchen er zum Krieger und Jäger heranzubilden sucht. Ebenso und auf Grund des nämlichen rein persönlichen Verhältnisses dürfte der Vater den Sohn in die Geheimnisse des Priester- oder Zaubereramtes und in die Pflichten des Häuptlingtums einführen und dadurch die Nachfolge beeinflussen. Es bleibt also

¹ Zeitschr. VII 375.

² Verbreiding 21.

das Vermögen mehrfach in der weiblichen Linie erblich, wo die Würde bereits vom Vater auf den Sohn übergeht. So geht bei den Warraus bei sonst streng durchgeführtem Erbrecht in weiblicher Linie das Amt des Zauberers vom Vater auf den Sohn, den der Vater heimlich in die Mysterien seiner künftigen Würde einweiht¹. Auf der Guineaküste wird, selbst wo die Weiberlinie herrscht, dem ältesten Sohn die Würde, das Schild und Schwert des verstorbenen Vaters übergeben², so speciell auch die Zaubererwürde³. Ähnlich bei den Papeis von Bassarel⁴. Auf den Antillen ging die Königswürde auf den ältesten Sohn, wenn kein Sohn vorhanden, auf den Bruder oder die Schwesterkinder, während das Vermögen stets in weiblicher Linie vererbt wurde⁵. In Peru, wo das Erbrecht ins Vermögen in weiblicher Linie, namentlich beim Adel verbreitet war, vererbte der Stand vom Vater auf den Sohn. Dem Vater war die Erziehung der Kinder bis zum 25. Jahr überlassen⁶. Anderweitig ist der älteste Bruder des Verstorbenen zur Nachfolge ins Häuptlingtum berufen, in Ermangelung eines Bruders sein erstgeborener Sohn und erst an dritter Stelle die Schwestersöhne und sonstigen Verwandten, so auf den Fidschiinseln⁷. Übergänge und Mischformen sind auch hier zu konstatieren; im wesentlichen analog zur Entwicklungsgeschichte der Sachenvererbung, so daß besondere Principien daraus nicht zu gewinnen sein dürften.

Das Matriarchat kommt, wie sich aus dem gesamten ethnologischen Material ergibt, überall nur als Begleiterscheinung oder als Folgeerscheinung des Mutterrechts vor. Es unterscheidet sich insofern vom Patriarchat, welches unabhängig von der agnatischen Verwandtschaft und weit früher als diese entstanden ist. Der Grundsatz, daß die Kinder der nämlichen Gewalt wie die Mutter unterworfen sind, ist ein matriarchaler Grundsatz, ebenso der

¹ Schomburgk, Reise in brit. Guyana 1847 I 169, 172.

² Starcke 79. Vgl. Waitz II 132 u. Peschel, Völkerkunde 243 ff.

³ Bastian, Rechtsverhältnisse 182 Note.

⁴ Waitz a. a. O.

⁵ Peschel, Zeitalter der Entdeckungen 190.

⁶ Waitz IV 412, 406.

⁷ Waitz V; vgl. auch Waitz IV 411 f., Über die Erfolge der Incas.

Grundsatz, daß Freiheit oder Unfreiheit der Mutter über Freiheit oder Unfreiheit der Kinder entscheidet; folgerichtigerweise sind also beide Grundsätze als Überrest ehemaligen Mutterrechts aufgefaßt worden. Neuerdings ist diese für die Lehre vom Mutterrecht zwar nicht fundamentale, aber doch sehr wichtige Frage von Wilken zum Gegenstand einer sehr gelehrten und interessanten Erörterung gemacht worden¹, welche ihrem Ergebnis nach, wie wir glauben, unrichtig, eine neuerliche Untersuchung unausweichlich erscheinen läßt. In früheren Abhandlungen² hat Wilken darauf hingewiesen, wie bei den Batak (auf Sumatra), welche das Mutterrecht bereits hinter sich haben, dennoch der Stand der Kinder demjenigen der Mutter folgt. Das Kind einer freien Frau mit einem Sklaven sei frei, doch das Kind eines freien Mannes mit einer Sklavin sei Sklave. Vollkommen übereinstimmend mit dieser Regel sei ferner die Vorschrift, daß, wenn zwei Unfreie, welche verschiedenen Herren gehören, heiraten, die Kinder dem Eigentümer der Sklavin zufallen. Beim Sklavenrecht gelte danach von Anfang an „*partus sequitur ventrem*“. Um den Wert dieser Bestimmung zu ermessen, solle man im Auge behalten, daß es sich hier nicht um eine rechtlose Verbindung, um ein Konkubinat handelt, sondern um ein geregeltes Konnubium. Wäre das erstere der Fall, dann würde die Regel, daß das Kind der Mutter folge, vollkommen auf ihrem Platze sein (?). Nun aber kann es nicht anders als fremdartig klingen, daß unter der Herrschaft der ausschließlichen Abstammung in männlicher Linie der freigeborene Vater es nicht in seiner Macht hat, das in legitimer Ehe mit einer Sklavin erzeugte Kind zu seinem Stande emporzuheben, während die Mutter, eine freie Frau, dies wohl thun kann in Bezug auf ein mit einem Sklaven ehelich gezeugtes Kind. Wir haben darin ohne Zweifel einen Überrest der ursprünglich mutterrechtlichen Einrichtung des Stammes.

Soweit Wilken in der citierten Abhandlung. Nun gelangt er aber in späteren Arbeiten³ zum entgegengesetzten Ergebnis:

¹ De Verbreiding S. 38—53.

² S. namentlich „Over de Verwantschaap“ S. 22 f.

³ De Verbreiding a. a. O.

alle jene Erscheinungen seien aus den Regeln des Patriarchats zu erklären. Allgemeine Regel sei, daß bei gemischten Heiraten der Stand des Kindes durch die herrschende Verwandtschaftsordnung bestimmt werde. Als Beleg für diese Erscheinung bei herrschendem Matriarchat führt Wilken die Lykier, die Berber Nordafrikas, die westafrikanischen Neger, sowie aus dem indischen Archipel die Bewohner von Kisar an. Wie steht es nun, fragt sich Wilken, bei herrschendem Patriarchat? „A priori sollte man glauben, daß der Stand des Kindes sich nach demjenigen des Vaters regeln müßte. Inzwischen ist dies nicht ohne weiteres der Fall. Wie man wohl weiß, ist die agnatische oder patriarchale Verwandtschaft auf Gewalt begründet; das Kind gehört zum Mann, welcher Herr der Frau ist. Hat der Mann bei der Heirat die Gewalt, die manus, das mundium, über die Frau erworben, dann sind die Kinder sein; ist die Frau dagegen in patria potestate geblieben, dann hat er nichts über seine Kinder zu sagen und gehören dieselben zu dem Geschlecht der Mutter. Im ersten Fall regelt sich also der Stand des Kindes nach dem des Vaters, im zweiten nach dem der Mutter. So auch bei den Völkern des Indischen Archipels. Die Art, wie hier die Gewalt über die Frau erworben wird, ist Bezahlung des Brautschatzes.“ Wilken zeigt nun an vorzüglichen Beispielen aus dem genannten Rechtsgebiet, daß die Kinder dem Stand des Vaters folgen, wenn er den Brautschatz (Kaufpreis) bezahlt hat, entgegengesetzten Falls dem Stande der Mutter. Ist die Mutter höheren Standes, so pflegt man jene Zahlung absichtlich zu unterlassen, um die Kinder des gleichen Vorteils teilhaftig werden zu lassen. Die Heirat eines Sklaven mit einer Sklavin findet dort stets ohne Brautschatz statt, da der Sklave selbst überhaupt nicht Gewalt über eine freie Person haben kann, der Herr des Sklaven aber bei Todesstrafe keinen Brautschatz für jene Frau bezahlen, deren Gewalthaber keinen annehmen darf. Der Eigentümer einer Sklavin kann aber einen Brautschatz verlangen, welcher zugleich als Kaufpreis gilt. Die Sklavin wird frei und ihre Kinder werden frei und gehören zum Vater. Wird jener Preis nicht bezahlt, so bleibt die Sklavin natürlich in den Händen ihres Herren, während die Kinder dem Stande der Mutter folgen

und als Sklaven gleichfalls ihm gehören. Den erwähnten Fall, wo die Sklavin nach Bezahlung des Brautschatzes frei wird, schließt Wilken von der Betrachtung aus, da jene Ehe keine gemischte mehr ist, da beide Eltern dann gleichen Standes sind. Die übrigen Fälle ergeben, wie Wilken meint, daß jener Grundsatz *partus sequitur matrem* nicht ein Überbleibsel des Mutterrechtes ist, sondern bloß Ausfluß der bei herrschendem Patriarchat gewöhnlichen Regel, daß das Kind allein bei Bezahlung des Brautschatzes, bei einer Heirat mit Gewalterwerb, mit *manus*, dem Stande des Vaters folgt, während bei Nichtbezahlung des Brautschatzes, bei einer Heirat ohne *manus*, der Stand sich nach der Mutter regelt.

Der Grundsatz „*partus sequitur matrem*“ gilt, wie bekannt, bei verschiedenen Völkern, welche die patriarchale oder agnatische Verwandtschaft haben, bezüglich des Sklavenrechts bei gemischten Heiraten. Nicht unwahrscheinlich sei es, daß er bei ihnen, ähnlich wie bei den Batak, daraus erklärt werden müsse, daß solche Verbindungen stets ohne Brautschatz, d. i. ohne *manus*, geschlossen wurden. So unter anderem bei den alten Römern. Nur bei Heiraten zwischen Personen, die das *connubium* hatten, folgten, wie man weiß, die Kinder dem Stand des Vaters. Wo kein *connubium* war, bei gemengten Heiraten, galt die Regel „*partus sequitur matrem*“. Wilken führt dies specieller mit Bezug auf die Römer aus, illustriert es¹ durch Analogien aus dem indischen Archipel und führt als weitere Beispiele mit reichlichen Belegen die Germanen, die Araber und verschiedene ostasiatische Völkerschaften an².

Wilken's Einwurf scheint naheliegend genug zu sein, denn wenig später ist er auch von Koehne in seiner Schrift über die „Geschlechtsverbindungen der Unfreien im fränkischen Recht“ erhoben worden³. Uns scheint es aber zunächst, daß die Lösung Wilken's bereits formell nicht vollkommen zufriedenstellend

¹ S. 45 Note.

² Kohler, Die Ehe mit und ohne *mundium*. Zeitschr. VI 321 liefert hierzu weiteres, wertvolles Material.

³ Näheres darüber im II. den Germanen gewidmeten Teil dieses Buches.
L. v. Dargun, Mutterrecht und Vaterrecht. I.

ist. Sie konstatiert einen Zusammenhang mit dem Frauenkauf, welcher keinem Zweifel unterliegt, giebt aber keine Antwort auf die Hauptfrage, warum die Kinder dem Stand der Mutter und nicht dem des Vaters angehören, erhebt auch nicht einmal die zweite, nicht minder fundamentale Frage nach dem historischen Verhältnis jenes Grundsatzes zu dem auch von Wilken als ursprünglich anerkannten Mutterrecht, obgleich es hier an Material keinesfalls gemangelt haben würde.

Sofern wir uns nicht täuschen, hat Wilken, so klar auch sonst alle seine Begriffe über die von ihm behandelten Rechtsverhältnisse sind, doch Verwandtschaft und Gewalt nicht mit der nötigen Strenge auseinandergehalten, wodurch auch in unsere Frage eine gewisse Verwirrung hereingebracht wurde. Da er sagt¹: „Die agnatische oder patriarchale Verwandtschaft beruht auf Gewalt“; da er² die Eheform, wobei die Frau in das Haus des Mannes übergeht, als dem Mutterrecht entgegengesetzt betrachtet und terminologisch Mutterrecht und Matriarchat überhaupt nicht strikt auseinanderhält, so gelangt er naturgemäfs zum Resultat, daß die Mundgewalt, die Familiengewalt des Vaters sich nach dem Mutterrecht, aus dem Mutterrecht und im Gegensatz zum Mutterrecht entwickelt habe, während in Wahrheit, wie bereits erwiesen, das Mutterrecht neben dieser Gewalt ruhig fortbestehen kann, so lange es nicht durch die agnatische Verwandtschaft verdrängt wird. Jener Irrtum muß, wie sofort dargethan werden soll, auf die Beurteilung der gesamten Standesverhältnisse von störendem Einflusse sein.

Es ist ganz richtig, daß die patriarchalen Gewaltverhältnisse über das Weib den hier auftretenden Erscheinungen zur Grundlage dienen, allein principiell irrtümlich ist es, wenn Wilken dies gegen seine frühere Lehre vom Mutterrecht geltend machen will. Es steht nämlich mit dieser Lehre durchaus nicht im Widerspruch, vielmehr kann nur behauptet werden, daß die auf einer eigentumsähnlichen Familiengewalt beruhenden Verhältnisse sich mit den älteren, auf Mutterrecht basierten größten-

¹ Verbreiding S. 40.

² Over de verwantschaap. S. 31.

teils decken, was aber der Annahme durchaus nicht entgegensteht, daß sie wirklich ein Überrest des Mutterrechtes sind. Diese Annahme wird geradezu zur Gewißheit, wenn wir die überlieferten Verhältnisse einer näheren Kritik unterziehen. Man hat es als naturgemäfs, ja als naturnotwendig hingestellt, daß die Kinder dem gleichen Gewaltverhältnis wie die Mutter unterworfen sein müssen: die Frage war hiermit einfach genug gelöst, wenn man auf den Kauf der Frau als Titel der Gewalt über sie zurückgriff. Inzwischen zeigt es sich bei genauerer Forschung, daß in der Geschichte des Familienrechts überhaupt nichts naturgemäfs existiert, aufer dem, was physiologisch notwendig ist. Alles andere ist in den Fluß der Zeit gestellt und die Gewaltbeziehung zwischen Vater und Kindern bildet hiervon keine Ausnahme. Die Zugehörigkeit der Kinder zur Familie, welcher die Mutter angehört, resp. zum gleichen Gewaltverbande, ist kein logisch notwendiger Ausfluß der natürlichen Verhältnisse. Wer dies behauptet, beweist nur, daß er sich selbst noch unter dem Bann einer uralten, die Menschheit weithin umfassenden, aber kein sociales Gesetz in sich bergenden Idee befindet. Denn die Agnation führt zu dem diametral entgegengesetzten Grundsatz: Die Kinder gehören unbedingt zur Familie ihres Erzeugers, auch wenn die Mutter in eine andere Familie übergehen, namentlich auch vom ehelichen Vater ihrer Kinder geschieden werden sollte¹. Auch nach Entstehen der zweiseitigen Elternverwandschaft erhält sich die Tendenz, im Streitfall die Kinder dem Vater zuzuerkennen. Höchst merkwürdig sind in dieser Beziehung die südslavischen Verhältnisse, namentlich in den gleichsam jungfräulichen Rechtsgebieten der Crnagora (Montenegro) und Herzegowina. Auf Grund des Gewohnheitsrechtes war es dort einer Frau, deren Ehemann verschollen war, gestattet, nach neun Jahren zu einer neuen Ehe zu schreiten.kehrte der Mann zurück, so wurde die zweite Ehe gewöhnlich aufrecht erhalten,

¹ A. H. Post, Familie liefert eine Zusammenstellung von Fällen, wo bei herrschendem Mutterrecht die Kinder im Falle der Ehescheidung mit der Mutter gehen, bei herrschender Agnation mit dem Vater, während bei Mischzuständen verschiedene Systeme obwalten.

bestand er jedoch darauf, so mußte seine Frau wieder zu ihm zurückkehren und die zweite Ehe wurde annulliert. Die Kinder aus dieser Ehe blieben aber bei ihrem Erzeuger; war die Frau schwanger, so sollte sie im Hause ihres Vaters gebären, das Kind jedoch sollte seinem wirklichen Vater zuerkannt werden, denn hier gilt der Grundsatz des Sprichworts: „Mag die Kuh auch einem anderen gehören, das Kalb ist mein“¹. In diesem Sprichwort zeigt sich die tiefgehende Wandlung der volksphysiologischen, hier das Recht bestimmenden Anschauung, wenn wir hiermit den (weiter unten zu besprechenden) Satz der *Leges Heinrici* (einer englischen Privatarbeit des 12. Jahrh.) zusammenhalten: *vitulus autem matris est, cuiuscunque taurus alluserit*². — Daß die Kinder der Mutter folgen, ist selbst beim Konkubinat und bei anderen rechtlosen Verbindungen keineswegs, wie Wilken meint, selbstverständlich. Es ist überhaupt nur dort selbstverständlich, wo die Vaterschaft entweder nicht konstatiert werden kann, oder nicht konstatiert werden darf, keinesfalls aber dort, wo die Vaterschaft wie bei einer Ehe oder beim Konkubinat durchwegs als bekannt gilt. Merkwürdig ist es doch, wie noch heute das Gefühl für die Seltsamkeit jener gleichsam mechanischen Zugehörigkeit der Kinder zum Herren der Mutter, wenig entwickelt ist, obwohl die modernen Rechte einen völlig verschiedenen Standpunkt einnehmen, wie

¹ Kraufs S. 229 ff. Ein anderes Sprichwort des Landes lautet: „Was auf meiner Düngstätte gewachsen, mag wer immer es gesäet haben, ist Gottes und mein Eigentum.“ Wie richtig die im Text vertretene Auffassung ist, erhellt auch daraus, daß namentlich bei den Bulgaren eine Art Stellvertretung der zeugungsunfähigen Frau durch eine andere stattfindet; eine Art zweiter Ehe, bei welcher die erste Frau in den Hintergrund tritt und dann Schwester oder Mutter genannt wird, ohne das Haus zu verlassen. Die zweite Frau aber heißt „Stellvertreterin“. Eine solche Institution ist nur dort möglich, wo die Agnation den vollständigen Sieg davongetragen hat. Sie bildet den juristischen Gegensatz zur indischen Nyjoga und gewissen analogen Institutionen der griechischen und germanischen Rechte, welche eine Stellvertretung des zeugungsunfähigen Mannes zulassen und ein Überrest oder Zeugnis des Mutterrechtes sind. Kraufs 233.

² Über die merkwürdige im arabischen Recht in derselben Richtung vollzogene Wandlung Wilken, *Eenige Opmerkingen* S. 50.

dies bei der Ehescheidung unzweideutig hervortritt. Das allein sollte bereits darauf hinleiten, wie wenig die Gewalt über die Frau naturnotwendig diejenige über die Kinder nach sich zieht.

In Wahrheit haben ja beide Eltern Anteil an der Erzeugung des Kindes und es hängt von der volksphysiologischen Auffassung dieses Zeugungsanteils ab, ob die Kinder dem Vater oder der Mutter zugeschrieben werden¹. Wenn sie das Schicksal der Mutter teilen, wenn in Bezug auf das Gewaltverhältnis der Grundsatz gilt *partus sequitur ventrem*, so ist das eben ein Ergebnis derjenigen Anschauungen, welche sowohl ihrer historischer Herkunft, als ihrem Inhalt nach mutterrechtlich genannt werden. Die Idee des natürlichen Zusammenhangs zwischen Mutter und Kind bewirkt nicht bloß in weiterer Folge das Entstehen der Mutterverwandtschaft, sondern wirkt auch gleichzeitig auf die Verhältnisse der Gewalt, in der Weise, daß die Gewalt über die Kinder nur durch Vermittelung der Gewalt über die Mutter erworben werden kann und mit dieser zugleich verloren geht. Nur wo ein Kind noch an der Brust ist, pflegt dasselbe unter allen Umständen der Mutter belassen zu werden, doch entscheidet dies nicht immer über das Schicksal des nämlichen Kindes, sobald es heranwächst. Bei der südslavischen Bevölkerung der Lika bekommt im Fall der Ehescheidung, wenn nur Söhne vorhanden, der Mann die erwachsenen, das Weib die Unmündigen, vorausgesetzt, daß der Vater dieselben der Mutter überläßt Sind es Kinder beiderlei Geschlechts, so fallen die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter zu. In der Herzegowina und in Montenegro bleiben bei der Ehescheidung alle Kinder, auch die unmündigen, beim Manne; das Weib hat auch nicht auf ein einziges ein Anrecht, außer dasselbe hängt noch an der Brust. Die Mutter muß aber ein solches Kind späterhin der Hausgemeinschaft wieder zurückgeben². Stirbt der Mann, während die Frau mit dem ersten Kind schwanger geht, so liesse die Sippe sie nicht eher fortziehen, als bis sie das Kind zur Welt gebracht; sie muß aber

¹ Vgl. Lippert, Familie 219; Hellwald Familie 531.

² Kraufs 233, 296.

dasselbe bei der Sippe des Mannes zurücklassen¹. Die Witwe mit Kindern heiratet sehr selten aus einer Hausgemeinschaft fort. Die Kinder darf die Witwe bei den Kroaten und Serben auf keinen Fall mitnehmen, wenn sie aus dem Hause ihres Mannes ausscheidet². Dieses ist das letzte Wort des mit der Agnation verbundenen Patriarchats, während die von Wilken angeführten Fälle bloß als Übergangszustände zu charakterisieren sind, so wie er selbst sie ursprünglich aufgefaßt hatte. Wie bereits bemerkt, ist übrigens die erste Ansicht Wilkens mit seiner zweiten durchaus nicht in Widerspruch, hingegen würde es zu äußerst schwierigen Konsequenzen führen, wollte man die Zugehörigkeit des Kindes zum Gewalthaber der Mutter bloß auf Begriffe der Herrschaft ohne Rücksicht auf das Mutterrecht zurückführen. Durch das Studium unzweifelhaft mutterrechtlicher Völker, namentlich der zahlreichen und weitverbreiteten Negerstämme sind wir über das Verhältniß des Frauenkaufs zum Mutterrecht hinlänglich unterrichtet. Wir sehen, wie der Vater mittelst des Kaufpreises das Kind mühselig aus dem Gewaltverband des Mutterhauses löst, wie das Mutterrecht in Verband mit dem Matriarchat noch immer als das allgemeinere Princip aufrecht bleibt und überall sofort in Kraft tritt, wo die Vätergewalt es nicht mittelst des Kaufpreises beschränkt hat. Überall wo nicht ein specielles Gewaltverhältniß über die Frau begründet wurde, tritt die Zugehörigkeit derselben zum Haus der Mutter ein. Diese Zugehörigkeit ist das Ältere, welches sich in unmittelbarer, gar nicht bestreitbarer Kontinuität aus der Zeit der unbedingten Vorherrschaft des Mutterrechts erhalten hat. Sie besteht überall, wo sie nicht durch besondere Rechtsverhältnisse ausgeschlossen ist, und wird nur so weit zurückgedrängt, als eben diese Verhältnisse reichen. Auch bei den Tuaregs des Nordens und den Frauenkauf übenden Indianern hat sich der Zusammenhang zwischen dem Mutterrecht und der Gewalt über die Kinder in greifbarer Deutlichkeit erhalten. Nach Entwicklung des Patriarchats werden

¹ Das. S. 533.

² Das. S. 579.

allerdings die meisten Ehen faktisch durch Frauenkauf geschlossen, daher die Kinder in der Regel dem Vater unterstehen. Aber „was faktisch überwiegt, ist nicht das rechtliche Princip“, wie Heusler so treffend bemerkt hat. Die breite Basis des gesamten Verhältnisses, der allgemeine durchdringende Grundsatz ist das Mutterrecht. Das Eigentum an der Mutter und an den Kindern ist darauf gepfropft worden und es bedeutet geradezu das wirkliche Sachverhältnis umkehren, wenn man dasselbe als ausschliesslich leitenden Grundsatz aufstellen will. Dafs das Kind zur Mutter gehört, ist ein mutterrechtlicher durch die Gewaltverhältnisse nicht erklärbarer Grundsatz, aber derselbe ist der neueren, auf Herrschaft beruhenden Familienordnung organisch eingefügt worden. Nur durch diese Lehre wird der historische Zusammenhang der Entwicklung des Familienrechts verständlich. Die von Wilken als Beispiele für durch Frauenkauf erworbene Gewalt über die Kinder angeführten Völker gehören seiner eigenen Lehre gemäß sämtlich dem Übergangszustand vom Mutterrecht zum Vaterrecht an. Es ist nun sehr wohl begreiflich, dafs bei ihnen, wie es bei den Negern, Tuaregs und gewissen Indianerstämmen der Fall ist, die Frau principiell dem Mutterhause angehörte, der Mann aber sie durch Vermittelung des Kaufs demselben abgewinnen mufs; dafs ferner die Kinder dem Mutterrecht gemäß ihrer Mutter dem Stande und Gewaltverbände nach folgen. Nimmt man jedoch an, dafs zwischen diesem Zustand und dem alten Mutterrecht keine Beziehung besteht, so hört die Entwicklung auf verständlich zu sein. Wir hätten dann einerseits ein Mutterrecht ohne historischen Ausgang, andererseits das durch eine wahre *generatio aequivoca* zustande gekommene Patriarchat. Wir müßten behaupten, die Entwicklung sei nicht so von statten gegangen, wie etwa bei den Negern, wo wir alle ihre Stadien vor uns haben, obwohl in letzterem Fall alles klar, im ersteren alles unbegreiflich ist. Die eventuelle Gewaltzugehörigkeit der Frau und ihrer Kinder zum Hause ihres Vaters¹, ihrer Mutter

¹ Dafs die Herrschaft des Vaters über die Tochter und deren Kinder mit dem Mutterrecht in Einklang sein kann, ist bereits dargethan worden.

oder ihres Mutterbruders, ist bei Existenz einer rechten Ehe nur dort möglich, wo Mutterrecht herrscht. Entgegengesetzten Falls müßten sie unbedingt dem Ehemanne zufallen. Der Frauenkauf ist Symptom dafür, daß die Gewalt des Vaters über die Kinder nicht auf Verwandtschaft, sondern auf eigentumsähnlichen Begriffen beruht, während die Zugehörigkeit derselben zur Mutterfamilie auf das Blutband zurückzuführen ist. Sie werden in das Haus durch die Mutter hineingeboren, die Gewalt, welche sich mit dieser Verwandtschaft häufig verbindet, ist ein auf natürliche Verhältnisse zurückführbarer, alter, mutterrechtlicher Zustand. Wir können daher zum Schluß nur die Worte Kohlers wiederholen¹: „Die Ehe ohne mundium ist ursprünglich eine Ehe nach Mutterrecht, eine Ehe, bei welcher die Frau völlig in dem ursprünglichen Familienverband bleibt und daher auch das Kind in ihren Verband hineinzieht. Erst mit dem ehemännlichen mundium wird die Frau aus dem Verband ihrer Verwandtschaft herausgezogen; sie wird dem Ehemann und seiner Familie zu eigen und damit ist der erste Schritt zum Vaterrecht gegeben.“

Obwohl ich die vorstehende Erörterung für hinreichend zur Klärung der vorhandenen Zweifel halte, kann ich dennoch nicht umhin, noch auf wenige hiermit zusammenhängende Punkte aufmerksam zu machen, welche namentlich der germanischen Analogien wegen von Wichtigkeit sind. Nach Wilkens eigener, unzweifelhaft richtiger Lehre ist die Raubehe der Kaufehe zeit-

Das Haus des Vaters jener Frau ist zugleich das Haus ihrer Mutter, denn sie gehört unter die Mundschaft ihres Vaters nur deshalb, weil sich ihre Mutter unter dieser Mundschaft befindet. Das Haus des Vaters ist ferner zugleich das des Bruders der Frau, welcher direkt neben dem Vater oder doch bei Ermangelung desselben als Schutzhhaber aufzutreten pflegt. Schließlich ist die Mundschaft des Vaters über jene verheiratete Tochter gleichfalls davon abhängig, ob er sie in einer Ehe mit mundium gezeugt hat. Stirbt der Vater, so geht die Schutzgewalt nicht bloß über die Frau, sondern zugleich über ihre Kinder auf ihren Bruder über. Die charakteristische Stellung des Mutterbruders ist den Kindern gegenüber gegeben, wie sich denn offenbar bei Wiederholung derartiger Ehen (ohne mundium) in kürzester Zeit die reine Mutterrechtsfamilie wieder herstellen müßte.

¹ Kohler: „Die Ehe mit und ohne mundium“, Zeitschr. VI 321.

lich vorangegangen. Sie reichte in ihren Anfängen tief in die Zeiten des Mutterrechts zurück, mit dem sie sich in keinem notwendigen Gegensatz befindet. Das Patriarchat als rechtliche Institution entstand erst, als die Entführungsbuße sich in den Kaufpreis verwandelt hatte. War die Entführungsbuße nicht erlegt worden, so blieb nicht allein die Entführte, sondern auch — dem Princip des Mutterrechts nach — ihre Nachkommenschaft, in ihrem bisherigen Familienverbande. Historisch hat sich der Frauenkauf bei zahlreichen — wenn auch vielleicht nicht bei allen Völkern — auf diesem Wege entwickelt. Für die Germanen werden wir dies speciell zu erweisen haben. Für die indonesischen Völker hat Wilken diesen Zusammenhang in gewohnter vortrefflicher Weise dargethan¹. Ist diese Lehre richtig, so sieht man wohl, daß die Zugehörigkeit der Frau zur Familie der Eltern unmittelbar den mutterrechtlichen Grundsätzen entstammt und erst auf diesem Boden als Beschränkung des Mutterrechts die durch Brautkauf (Entführungssühne) gewonnene Herrschaft des Ehemannes emporzukeimen vermochte.

Die Kontinuität zwischen der Ehe ohne mundium und dem Mutterrecht ergibt sich ferner aus mehreren anderen Umständen: Zunächst aus der Ehe eines Freien mit seiner eigenen Sklavin. Wilken hat verschiedene Beispiele dieser Art aus dem indonesischen Rechtskreis angeführt, sowie auch übereinstimmende Fälle aus dem arabischen Recht. Heiratet ein freier Mann seine Sklavin, so werden die Kinder Sklaven. Wünscht er sie frei zu sehen, so muß er die Mutter freilassen. Mit der Mutter werden die Kinder frei. Partikulär wird die Sklavin durch die Ehe sofort frei und gebiert hierauf freie Kinder. Hier versagt der von Wilken angerufene Grundsatz der patriarchalen Familiengewalt. Hier sind ja die Kinder in der Gewalt ihres eigenen Vaters. Sie sollten also jenem Grundsatz gemäß unbedingt und überall den Stand ihres Vaters teilen, der ja hier als Eigentümer der Mutter nicht erst einen Kaufpreis zu be-

¹ Plechtigheden S. 28—36 und passim. Bei Behandlung des Frauenraubs sollen diese theoretisch sehr interessanten Beispiele specieller verwertet werden.

zahlen braucht, um Herr der Kinder zu werden. In Wahrheit aber folgen die Kinder hier wie überall dem Stande der Mutter, sie sind unfrei, so lange sie es bleibt und werden frei, wenn die Mutter frei geworden.

Ein zweiter Umstand, der gleichfalls aus der Fortdauer des Mutterrechts zu erklären ist und nicht zu leicht genommen werden soll, ist die Ausdrucksweise der Quellen. Das indonesische und arabische Rechtsgebiet liegt mir hier fern, aber in germanischen Rechtsquellen finden sich unzweideutige Fingerzeige, daß die Gewaltverhältnisse über die Kinder einer unzertrennlichen rechtlichen Verbindung zwischen Mutter und Kind untergeordnet werden, welche sich stärker erweist als das *mundium*. Die weitere Entwicklung vollzieht sich durch Festigung der agnatischen Verwandtschaft, durch beständige Zunahme der rechtlichen Bedeutung des physischen Vätertums. Ausdruck dieser Entwicklung ist der bei verschiedenen Völkern auftretende Grundsatz der ärgeren Hand. Denn in diesem Falle spielt bereits, unabhängig von dem Eigentum des Herren an seinem Sklaven, der Umstand eine Rolle, daß der Sklave die Kinder gezeugt hat, während früher stets nur die rechtliche Zugehörigkeit zum Mutterleib rechtliche Beachtung fand. In derselben Richtung bewegt sich die Entwicklung weiter. Abgesehen von der morganatischen Ehe, welche als Überrest einer überwundenen Rechtsordnung alsbald den Charakter einer Anomalie annimmt, wurde jede Ehe als rechtsbegründend für den Vater angesehen. Von einer Gewalt der Mutterverwandten über die Kinder kann nirgends mehr die Rede sein, höchstens bleibt ein gewisser Schutz derselben zurück, welcher allerdings vom Standpunkt des historischen Zusammenhangs betrachtet, gleichfalls Überrest des Mutterrechtes ist.

Wir haben versucht, die Entwicklung der Familie von den ersten auf Grund der vorhandenen Quellen noch verfolgbaren Anfängen bis zur Entstehung der agnatischen Verwandtschaft darzustellen. Gewisse Fragen, insbesondere jene der Exogamie und Endogamie, haben wir nicht behandelt, weil wir sie nicht

für spruchreif und das gesammelte Material nicht für hinlänglich halten, auch ihre Bedeutung für Beurteilung der germanischen Verhältnisse keine fundamentale ist. Unser Zweck war insbesondere die konsequente Verwertung des strengen, wissenschaftlichen Unterscheidens zwischen Verwandtschaft und Gewalt. Diese Unterscheidung halten wir für den wichtigsten, für die sociologische Rechtslehre geradezu unentbehrlichen Schlüssel zur Lösung der größten auf diesem Gebiete vorkommenden Schwierigkeiten. Wir wiederholen, was wir zu Eingang sagten: Selbst im äußersten Fall — wenn alle unsere Einzelausführungen irrtümlich wären — würden wir uns nicht entschließen, jenen Grundsatz preiszugeben und nicht aufhören, ihn als einen der vornehmsten Leitgedanken bei Erforschung des primitiven Familienrechtes zu vertreten.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Mutterrecht und Raubehe und ihre Reste im germanischen Recht und Leben. Breslau 1883. Preis 4 M.

Egoismus und Altruismus in der Nationalökonomie. VII, 107 S. Leipzig 1885. Preis 2 M. 60 Pf.

Ursprung und Entwicklungsgeschichte des Eigentums
(Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft V, S.1—115).

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

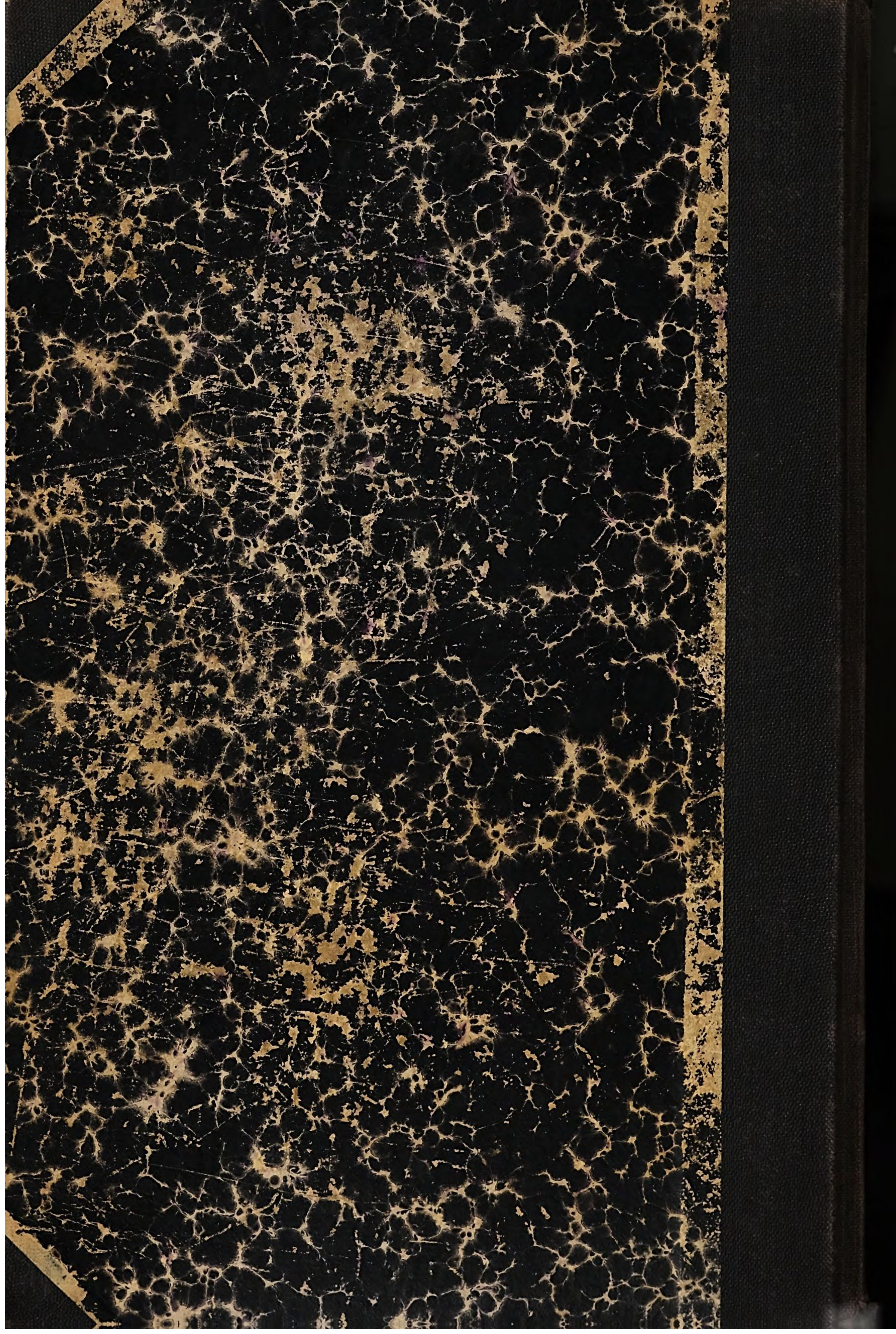
Heinrich Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte. Erster Band: XII, 412 S. 1887. Preis 9 M. 60 Pf., geb. 12 M. 10 Pf. — Zweiter Band: XI, 762 S. 1892. Preis 17 M., geb. 19 M. 50 Pf.

Arthur Schmidt, Echte Not. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte. X, 204 S. 1888. Preis 4 M. 80 Pf.

Rudolph Sohm, Die Entstehung des deutschen Städtewesens. 102 S. 1890. Preis 2 M. 40 Pf.

Andreas Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts. Zwei Bände. XI, 396 und XII, 670 S. 1885. 1886. Preis 20 M. 80 Pf., geb. 25 M. 80 Pf.

Heinrich Brunner, Das anglo-normannische Erbsolgesystem. Ein Beitrag zur Geschichte der Parentelenordnung. 88 S. 1869. Preis 1 M. 60 Pf.



Dargun, Lothar

Studien zum ältesten Familienrecht

Bd.: 1,1

Leipzig 1892

H.g.hum. 38 Im-1,1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11614632-5